



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Vergißmeinnicht 1909

11 (1909)

---

# Vergißmeinnicht.

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern  
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen  
sind zu richten an die:



Vertretung der Mission Mariannhill  
in Köln a. Rh., Salzmagazin 40.

27. Jahrgang.  
Nr. 11.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1,50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu Gunsten  
der armen Heiden  
in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.

Postfach-Konto  
Köln Nr. 1652.



Dienstmädchen gefällig?

Köln a. Rh.  
November 1909.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.



Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergiftmeinnicht“, als Wohlthäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannahill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

### Bergfriedhof.

Auf steiler Felsenhöf' ein Kirchlein steht,  
Winkt still hinaus ins freie Alpenland. . .  
Lichtfrische Bergluft durch die Wipfel weht,  
Die aufwärts streben an der jähen Wand.

Um's Kirchlein reihet sich eine stumme Schar,  
Die hier sich fand, dem Kampf der Welt entrückt,  
Zu ruh'n da oben in der Totenbahr',  
Bis Auferstehungsglüh'n die Firnen schmückt.

Auf steiler Felsenhöf' ein Kirchlein steht,  
Winkt allen, die im Tal sich mühen, zu —  
Und einer nach dem andern müde geht  
Zum Kirchlein hin und bettet sich zur Ruh'.

Gg. Schneider.

Manch' Morgenrot verklärte schon den Stein,  
Den kalten, der die müden Schläfer deckt;  
Doch niemals war's ein Auferstehungsschein,  
Der sie vom Schlummer hätte aufgeweckt.

So ruh'n und harren sie im stillen Grab, —  
Nur, wenn in Sommernächten, lind und lau,  
Die Zweige flüstern, wallen sie herab  
Und schweben segnend überm Alpengau.

### Der Hochwürdigste Abt Franz Pfanner †.

(Schluß.)

Wie alle Jahre, so reiste auch im Jahre 1879 P. Franz nach Frankreich zum Generalkapitel. Hier erschien nun Bischof Ricards von Grahamstown im Kapland und stellte an die versammelten Väter das Ersuchen, in seinem Vikariat ein Trappistenkloster zu gründen, teils zur Hebung der landwirtschaftlichen Kultur, teils zur Bekehrung der schwarzen Eingeborenen.

Der Plan war neu: Bodenkultur bildete zwar von jeher die Hauptbeschäftigung des Ordens, Missionstätigkeit aber war ihm bisher fremd geblieben. Auch schien es gewagt, eine Neugründung in solcher Form zu machen. Wo sollten sich Postulanten für dieses Kloster finden? — Der Hochw. Herr Bischof machte nun aber die denkbar günstigsten Anerbietungen: Er wollte die Kosten der Ueberfahrt selbst bestreiten, dem neuen Kloster eine bedeutende Farm unentgeltlich überlassen, sämtliche Gebäude herstellen und für Kleidung und Unterhalt der Gemeinde solange Sorge tragen, bis sie imstande wäre, sich selbst zu erhalten. Das Anerbieten war augenscheinlich groß, dennoch aber wagte keiner der anwesenden Väter eine zusagende Antwort zu geben.

Da erhob sich plötzlich der Vorstand des damals jüngsten Hauses, P. Franz, Prior von Maria stern, und erklärte sich bereit, persönlich mit einer Anzahl seiner Leute die Neugründung zu übernehmen. Dieser Akt verdient, als ein heroischer bezeichnet zu werden. P. Franz hatte, wie wir wissen, unter ungeheueren Opfern Maria stern gegründet und im Laufe eines Jahrzehntes zu erstaunlicher Blüte gebracht, — und nun sollte er alles verlassen und in der afrikanischen Wildnis von Grund auf neu beginnen! — Doch, er hatte sein Jawort gegeben und bei ihm hieß es: Ein Mann, ein Wort.

Er eilte nach Maria stern zurück, wo alle erstaunt waren ob der schnellen Rückkehr. Am anderen Morgen versammelte er die ganze Gemeinde im Kapitelsaal und erklärte, was er „angestellt“ habe. Er erzählte haarklein den ganzen Vorgang. Solange man nicht wußte, wer sich an die Spitze dieser Neugründung stellen wolle, war auf den Gesichtern aller nur eine unentschiedene Spannung zu lesen. Kaum hatte er aber

gesagt, er selbst wolle sich an die Spitze stellen, da wurde es lebendig im Saal; alle waren voll Begeisterung und wollten mitziehen nach dem sonnigen Süden. Er aber erklärte: „Jeder bleibe ruhig auf seinem Posten und warte, bis ihn der Obere, der Gottes Stelle an ihm vertritt, ruft. Sicher aber ist, daß ich keine solchen mitnehmen werde, die keine sonnenverbrannte Haut haben, denn solche „Blafgesichter“ halten es in Südafrika nicht aus!“ Nun meldeten sich bald die Schuster, Schneider und alle Stubenarbeiter zur Feldarbeit, um auch von der Sonne gehörig gebräunt zu werden. —

Die Vorkehrungen zur Reise nahmen übrigens nach geraumer Zeit in Anspruch; es gab eben gar vieles zu ordnen und herzurichten. Endlich am 21. Juni 1880, — also genau elf Jahre nach der Gründung des Klosters, — brach P. Franz mit 31 Ordensgenossen von Maria stern auf. Bischof Ricards hatte für die Ueberfahrt einen eigenen kleinen Dampfer gemietet, der seine armen Passagiere nicht wenig schaukelte. Vier volle Wochen segelten nun die neuen Kolonisten mit ihren Habseligkeiten und den verschiedenen Maschinen, die sie für die Neugründung mitbrachten, auf den Wellen des Atlantischen und Indischen Ozeans, bis sie endlich am 28. Juli glücklich in Port Elisabeth landeten. Von da ging es teils mit der Bahn, teils auf Wagen eine ziemliche Strecke landeinwärts. Das neue Kloster wurde zur Erinnerung an eine alte, längst zerfallene Zisterzienserabtei in Irland Dunbrody genannt.

Sofort machten sich nun die Patres und Brüder mit P. Franz an der Spitze, ans Werk. Zahllose Kaktusstäude wurden ausgerodet, Busch und Hain gelichtet, Gärten und Felder angelegt, die wenigen, bereits vorhandenen Blechhütten durch neue Wohnungen und Vorratskammern vermehrt. Von ihrem Leben und Treiben daselbst entwirft P. Franz folgendes originelle Bild:

„Die Trappisten treiben alles, was ihr Beruf vermag. Auf der äußersten Kante einer steilen Felswand ist ein Bruder mit den eingefangenen und neu montierten Bienen beschäftigt; in der Entfernung eines Steinwurfes richtet ein Religiose seine camera obscura auf einen Riesenkaktus, diesem gegenüber steht ein rüstiger Bruder in einer nur halb ausgebauten Schmiede

ohne Dach am Feuer, an einer Pflugschar arbeitend, während hart daneben ein Bruder Dornenstauden mit Pferden einhereschleppt, einen Ochsenstall damit einzuzäunen. Etwas weiter entfernt begießt ein brauner Bruder die neugepflanzten Rebseklinge, die er vor wenigen Tagen in das Kaktusland eingesezt. Einen anderen Bruder erblickt man dazwischen in einem Feldofen Grahambrod backen, während einige Religiösen an einem Waschtrog mit der Klosterwäsche beschäftigt sind. Hart neben ihnen macht ein Bruder einen neuen Wagen

und ein anderer eine Gartenpflanze aus Blech, beide in Abgang von Werkstätten unter freiem Himmel. Unten am Fuße der Felsenwand aber sind mehrere Brüder mit dem Aufwerfen eines Wasserkanals, mit Sprengen von Felsen und der Aufstellung einer Dampfwasserpumpe beschäftigt.

Denken wir uns dazu noch ein paar Maurerbrüder mit einigen Handlangern und Kärnern, einen Gärtner, ein paar Ackerleute, einen Vater, der eben eine Druckerpresse einöhlte und einen Novizen, der in einem Erdloche mit Hostienbacken beschäftigt ist, so haben wir das

Bild einer neuen Trappistenansiedlung in Südafrika.“

Doch was nützt alles menschliche Ringen und Schaffen, wenn die nötigen Vorbedingungen zu einer ersprißlichen Wirksamkeit fehlen? Die an sich wasserarme Gegend war infolge außerordentlicher Dürre, welche gerade in jenen Jahren herrschte, völlig ausgebrodnet. Die neuen Wasserwerke versagten den Dienst, das Wenige, was die Brüder pflanzen konnten, fraßen die Vögel, Insekten und Affen. Zu allem Unglück begannen auch die Geldmittel ihres bisherigen Brotherrn, des Hochw. Herrn Bischofes, zu verfliegen, kurz, die Existenz der ganzen, mit so vielen Hoffnungen begonnenen Neugründung war plötzlich in Frage gestellt. P. Franz eilte nach Europa, von dort neue Geldmittel und frische Arbeitskräfte zu holen.

In der Zwischenzeit verließen sie auf sein Geheiß Dunbrody, woselbst sie sich über zwei Jahre hindurch umsonst abgemüht hatten und begaben sich in zwei Abteilungen nach dem fruchtbaren Natal. Bischof Solivet wies ihnen einen Meierhof auf dem Bluff zum einseitigen Aufenthalte an und wollte ihnen später eine mehr als 80 englische Meilen von Durban entfernte Mission „St. Michael“ übergeben. Schon standen zehn, mit den Habseligkeiten der Brüder beladene Ochsenwagen zur Abfahrt dorthin bereit, als plötzlich ganz unerwartet P.

Franz im Hafen von Durban landete! — Damit änderte sich aber auch mit einem Schlag die ganze Sachlage. Er fand die ihm angebotene Mission wegen der weiten Entfernung wenig geeignet für seine Zwecke, dagegen machte er in der Nähe von Pinetown eine Farm, Zeefoegat benannt, ausfindig, welche damals der Landkolonisationskompanie gehörte, und die ihm recht gut gefiel. Am 21. Dezember 1882 brachte er dieselbe käuflich an sich und am 27. Dezember, am Feste des hl. Johannes des Evangelisten, mittags um 1 Uhr langte er mit der zweiten



Abt Franz im Alter von 70 Jahren.

Hälfte seiner Leute auf dem neuen Heime an.

P. Franz erzählt: „In den ersten Tagen meines Hierseins wurde ich oft mit der Frage bestürmt: „Wie soll denn das neue Kloster heißen?“ Ich wollte lange keine Antwort geben, endlich brach ich das Schweigen und sagte: „Mariannhill ist sein Name!“ Zur Ehre Mariens müssen alle unsere Klöster erbaut sein, die hl. Anna aber ist unsere liebe Großmutter, auf die wir gar viel halten; Hill oder Hügel füge ich bei, weil das künftige Kloster, so Gott will, auf einen imposanten Hügel zu stehen kommen soll. Mariannhill soll's auch heißen zu Ehren eines edlen Wohltäters, der schon längst dem kleinen Kind ein Wiegenband verehrt hat.

Wie sah es nun in der ersten Zeit auf unserer Neu-

gründung aus? Das ist schwer zu sagen. Das Ganze hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Soldatenlager, nur daß es einen durchaus friedlichen Charakter hatte. Es wimmelte da auf dem Plage wie an einem recht sonnigen Ameisenhaufen, wo auch alt und jung arbeitet und rennt und schafft, ohne daß man dabei Lärm und Geschrei vernimmt. Das Brunnengraben, Backofenbauen, Kellergraben, Kleidersticken, Kistenauspacken, Waschen, Kochen, Gezeltaufrichten, Gartenanlagen usw. konnte man hier zu gleicher Zeit sehen. Da wurde gezimmert, gehobelt, Holz gespalten, geschrieben, gezeichnet, gegraben, gemauert, gesät und der Tisch gedeckt, alles zu gleicher Zeit und auf dem gleichen, weichen Grasboden, auf dem die Religiösen ihr Chorgebet verrichteten."

Ein halbes Jahr später schrieb P. Franz:  
„Schon sind viele Felder zum Säen hergestellt und im Laufe der nächsten Monate sollen noch mehr unter

freuen sich über uns, weil sie nun wieder katholischen Gottesdienst haben, die Engländer aber rechnen mit unseren landwirtschaftlichen und industriellen Erfolgen.

Die größte Freude aber legen die Kaffern an den Tag. Als sie hörten, daß wir den Boden gekauft haben und daß sie nun auf unserm Boden und somit unsere Pächter seien, da jubelten, tanzten und stampften sie vor Freude. Von allen Hügeln und Bergen liefen sie zusammen und fragten, ob ihr Haus auch noch auf Trappistengrund gelegen sei?

Wenn ich ihnen dann die Grenzen zeigte und sie auf die weißen Fähnchen verwies, die wir an allen Grenzpunkten aufgestellt hatten, da jauchzten sie, wenn sie sahen, daß sie noch innerhalb der Grenzen lagen, und wohl zwanzigmal sagte so ein Glücklicher zu mir in gebrochenem Englisch: „You my Father!“

Täglich stiegen in der Folge diese schwarzen Adamskinder von ihren Bergen und Höhen herab und



Abt Franz mit drei älteren Brüdern von Mariannhill.

den Pflug kommen. Auch die Gärten erweitern sich. Für den Winter suchten wir uns feuchte Niederungen aus und drainierten sie mit Toll- und Steingräben, damit sie im Sommer hinreichend Abzug haben. Der größte Teil der Mannschaft aber ist mit Straßenbau und Erarbeiten für einen großen Damm beschäftigt, der eine Talsperre bilden soll und zugleich eine Brücke zur Ueberfuhr. Dabei gibt es viele Steinaushebungen und Sprengung mit Pulver und Dynamit. Das Wetter ist herrlich, der Himmel fast immer klar, selten zeigen sich Wolken. Nur in mond hellen Nächten wird es etwas frisch und fällt das Thermometer auf acht bis zehn Grad Reaumur.

Daß unser Erscheinen im ganzen Land große Sensation erregte, ist um so weniger zu verwundern, als wir in voller Ordenstracht ans Land gestiegen waren. Auch auf der Reise nach Mariburg legte ich den Habit nicht ab, und überall begegnete man mir mit Hochachtung. Die italienischen Familien im Lande

setzten sich bei unseren Hütten und Kisten nieder, um zu schauen und zu staunen, was denn aus diesen Kisten Wunderbares herausgezogen und Unerhörtes damit gemacht werde. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß weit und breit von nichts mehr die Rede war, als von diesen Männern mit den weißen und braunen Kleidern und den langen Bärten. Wenn sie dann sahen, wie wir mitten in den Grasfeldern uns in zwei Reihen aufstellten, psallierten und sangen und so viele gleichzeitige Verbeugungen dabei machten, da wußten sie einfach nicht mehr, was sie sagen sollten. Ihr Staunen erreichte vollends den höchsten Grad, als wir am Vorabende vom hl. Dreikönigsfeste eine Glocke aus ihrem Käfig herausnahmen, sie zwischen zwei großen Kisten aufhängten und zu läuten begannen. Was sie sagen oder denken, wenn sie jeden Morgen um 1 oder 2 Uhr die Glocken ertönen hören, weiß ich nicht. Ich glaube, so ein nächtliches Geläute muß einen wundervollen Eindruck auch auf die Schwarzen machen."

Als die ersten Religiosen des Kaffrischen nur einigermaßen lundig waren, begannen sie mit der Missionsarbeit, welche vom augenscheinlichsten Segen Gottes begleitet war. Die Kinder kamen anfangs nur während des Tages und lernten fleißig in der Schule; nachmittags gingen sie wieder nach Hause. Da jedoch dieses tägliche Zurückkehren in die heidnischen Kraals eine rasche und gründliche Lebensbesserung der Kinder unmöglich machte, so beschloß P. Franz, sie auch in Kost und Pflege zu nehmen. Anfangs folgten nur wenige der Einladung, später kamen sie aus eigenem Antrieb, und bald waren ihrer mehr als hundert. Außerdem wurden auch auf der weiten Farm verschiedene Katechesenstellen für die Erwachsenen errichtet.

Doch eines fehlte noch: eine Schule und Erziehungsanstalt für den weiblichen Teil der Be-

wählt. Die Abtsweihe fand genau am dritten Jahrestage der Gründung, am 27. Dezember 1885 statt. Die erstaunlich große Anzahl von Gästen, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigeströmt waren, bezeugte laut, in welsch' hohem Grade die Trappisten und zumal ihr unerschrockener Führer, sich die Liebe und das Vertrauen der hiesigen Bevölkerung erworben hatte.

Zum Mutterhaus Mariannahill gesellte sich bald eine stattliche Reihe von Stationen. Die erste derselben war Reichenau unweit der Draakensberge. Sie wurde im Mai 1886 gegründet, und bis November 1888 war die Zahl unserer Missionsstationen schon auf acht angewachsen, sodaß Abt Franz, als er um diese Zeit sein 25jähriges Ordensjubiläum feierte, eine ganz ungewöhnlich große Zahl weißer und schwarzer Kinder sein eigen nennen konnte. Mit



Abt Franz Pfanner bei der Feier seines goldenen Priesterjubiläums am 4. Oktober 1900.

völkerung. P. Franz gewann zunächst die Tochter eines in der Nähe wohnenden mährischen Ansiedlers, welche sich bereits eine ziemliche Fertigkeit in der kaffrischen Sprache angeeignet hatte, für den Plan, die Leitung einer kaffrischen Mädchenschule zu übernehmen. Später kam er auf den Gedanken, für den genannten Zweck eine eigene Schwester-Kongregation zu stiften. Ein Aufruf im „Bergischmeinnicht“ hatte den erwünschten Erfolg. Bereits im August 1885 kam der erste Postulantinnenzug in Mariannahill an. Etwa einen Kilometer vom Trappistenkloster entfernt wurde auf einem sonnigen Hügel das Schwesternhaus erbaut, das bald neuen und immer größeren Zuwachs erhielt.

Im gleichen Jahre erklärte das Generalkapitel des Ordens, Mariannahill sei reif, um zu einer Abtei erhoben zu werden. Man schickte die nötigen Dokumente, und wie es nicht anders zu erwarten war, wurde der Hochw. Stifter des Klosters, Prior Franz Pfanner, einstimmig zum Abte von Mariannahill ge-

Wählung ernannt. Die Abtsweihe fand genau am dritten Jahrestage der Gründung, am 27. Dezember 1885 statt. Die erstaunlich große Anzahl von Gästen, die zum Teil aus weiter Ferne herbeigeströmt waren, bezeugte laut, in welsch' hohem Grade die Trappisten und zumal ihr unerschrockener Führer, sich die Liebe und das Vertrauen der hiesigen Bevölkerung erworben hatte.

Zum Mutterhaus Mariannahill gesellte sich bald eine stattliche Reihe von Stationen. Die erste derselben war Reichenau unweit der Draakensberge. Sie wurde im Mai 1886 gegründet, und bis November 1888 war die Zahl unserer Missionsstationen schon auf acht angewachsen, sodaß Abt Franz, als er um diese Zeit sein 25jähriges Ordensjubiläum feierte, eine ganz ungewöhnlich große Zahl weißer und schwarzer Kinder sein eigen nennen konnte. Mit

\*) Wer Näheres über das Gesamtwirken des Abtes Franz in Südafrika erfahren will, lese unsere Festschrift: „Das Trappisten-Missionskloster Mariannahill“ oder Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben. Herder in Freiburg. Auch von unsern Missionsvertretungen zu beziehen um den Preis von Mk. 4.50. (Kr 5.40 = Fr. 6.—) Das Buch ist prächtig ausgestattet und reich illustriert.

auf der Missionsstation Emaus, das er um Ostern 1894 nahe bei Bourdes in Ostgriqualand gegründet hatte. Seine Vorliebe für anstrengende Handarbeit, namentlich Straßenbau und Holzspalten verließ ihn auch hier nicht; es lag das so in seinem Naturell.

Am 4. Oktober 1900, an seinem Namensfeste und zwei Tage nach der Benediktion des neuen Abtes Dom. Gerard Wolpert, feierte er im Mutterhause Mariannahill sein 50jähriges Priesterjubiläum, wozu sich unter anderm zahlreichem Volk drei Missionsbischöfe eingefunden hatten. Es war das einer der schönsten Tage seines Lebens, der wie ein herrliches Abendrot seinen langen, opfervollen Lebensweg verklärte. — Bald darauf stellten sich mehr und mehr die Gebrechen des Alters ein. Sein Gehör, sowie die Sehkraft ließen bedeutend nach; dazu gesellte sich allmählich ein heftiges Zittern der Hände, sodaß er nur mit Hilfe eines zweiten Priesters die hl. Messe lesen konnte. Bald mußte er ganz darauf verzichten. Die fogen. Arterienverkalkung setzte ihm so stark zu, daß er zuletzt wie ein Kind ganz auf die liebevolle Pflege des Hochw. P. Joseph Diegner, Rektors von Emaus, der, wie oben erwähnt, schon im Jahre 1869 in den Orden eingetreten war, und der Schwester Angela, der Oberin der dortigen Missionschwestern, angewiesen war. Und dieser Zustand, der ihm bei seinem lebhaftesten Naturell doppelt beschwerlich fallen mußte, dauerte zuletzt bis ins vierte Jahr. Es war ein rührender Anblick, wenn der hochbetagte Priestergeiz, auf die Schultern treuer Gehilfen sich stützend, zur Kapelle wandte, um dort die hl. Kommunion zu empfangen, oder seiner langjährigen Gewohnheit gemäß den hl. Kreuzweg zu beten.

Geistig dagegen blieb er frisch und klar bis in seine letzten Lebensstage. Er nahm noch immer an allen Vorkommnissen des Klosters und der Mission den regsten Anteil, hielt mit seinem Urteil und seinen Vorschlägen keineswegs zurück und diktierte in die Feder seiner Vertrauten noch manch „schneidigen“ Artikel; wie er überhaupt an Originalität, Kraft des Ausdruckes und plastischer Anschaulichkeit der Darstellung kaum seinesgleichen hatte.

Endlich war seine Stunde gekommen; sie war für ihn eine wahre Erlösung. Schon an seinem 80. Geburtstag hatte er gesagt: „Ich will jetzt sterben, ich bin alt genug geworden! Betet nicht um Vinderung meiner Leiden, denn auf dieser Welt muß es nun einmal gelitten sein, sondern bloß um die Gnade einer glückseligen Sterbestunde.“ Und diese größte aller Gnaden sollte ihm nun zuteil werden. Montag den 24. Mai 1909, früh 1/22 Uhr, hauchte er, wiederholt versehen mit den Tröstungen unserer hl. Religion, still und friedlich seine Seele aus. Er starb im hohen Alter von 83 Jahren und 8 Monaten. R. I. P. — Von der Ueberführung seiner Leiche nach Mariannahill und der überaus schönen Beerdigungsfeier daselbst haben wir schon in der August-Nummer des „Verifikmeinnicht“ berichtet.

Bei Abt Franz heißt es buchstäblich: „Wenn die Menschen schwiegen, würden die Steine reden.“ Er hat den Trappistenorden in weiten Kreisen der alten und neuen Welt bekannt gemacht, hat, auf die bloße Hilfe edler Wohlthäter angewiesen, die beiden großen Klöster Mariastern und Mariannahill gegründet, hat der Kaffernmission in ganz Südafrika einen neuen, mächtigen Impuls gegeben, und die herrlich aufblühende Kongregation der Schwestern vom kostbarsten Blut

gestiftet. Mariannahill zählte bei seinem Tode vom Kei-Kiver in der Kapkolonie angefangen, bis hinauf Rhodesia 29 zum Teil ganz bedeutender Missionsstationen mit 64 Priestern, worunter 3 Zulus, 31 sonstigen Religiosen und 238 Konversbrüdern, während die Zahl der Missionschwestern vom kostbaren Blut, die nicht nur in den Trappistenmissionen Südafrikas, sondern auch am Kongo und in der Mission der Väter vom hl. Geist in Deutsch- und Britisch-Südafrika tätig sind, und außerdem ein großes Noviziat-haus „Heiligblut“ in Holland besitzen, sich auf 468 belief.

Solche Zahlen reden lauter als alle Worte. Unser Schlusswort sei: Abt Franz Pfanner war ein Mann von seltener Tatkraft und Energie, weitausschauend in seinen Plänen, fest und beharrlich in der Verfolgung seines Zieles, ein Mann voll des lebendigsten Glaubens und Gottvertrauens, ein Bahnbrecher des Trappistenordens in neuen weiten Gebieten, eine Säule des Katholizismus, wo er nur immer seine Fahne aufpflanzte! Sein Andenken bleibt in Segen auf immer! —

P. Dominikus.

### Allerseelen.

Von düstern Nebeln umhüllt, stirbt der feuchtkalte Herbsttag langsam über den Gefilden Polens. Große, kalte Tropfen fallen von den schwarzen Ästen der nun völlig entblätterten, wie in tiefer Trauer erstarrten Bäume. Sie glänzen wie Tränen auf dem feuchten, buntgefärbten Laub, das die Erde bedeckt. Modergeruch liegt in der Luft, trostlose Stille ringsum. Glanzlos erlosch der Sonne Licht hinter den schweren dunklen Wolken, schwarz und finster, einer starren Felswand gleich, dehnt sich drüben der Wald.

Auch im großen Saal des Herrenhauses ist's unfreundlich und kalt; das Feuer im Kamin ist erloschen. Die Abenddämmerung legt ihre grauen Schatten in alle Winkel des hohen Raumes, sie legt sich auch wie Blei auf's Gemüt Frau Marias, die mit bitterm, herbem Weh im Herzen und trostlosen Gedanken im Kopf ruhlosen Schrittes den Saal durchmisst.

Wo sind sie nun die lichten, freundigen Tage? Wo ihr Frohsinn, wo all die guten Menschen, die sie so innig geliebt? Wo ihre Kinder, die das Haus mit hellen, frischen Stimmen belebt, wo der Mann, den sie geliebt, über alles geliebt? — Ach, nun steht das große Haus so schweigend da, finster und leer sind die einst so sonnigen Räume, und sie, die Herrin des Schlosses, fühlt sich selbst verlassen und verraten! — O könnte sie sterben! O stünde nur das schmerzende Herz einmal still! Könnte sie es zerdrücken, zermalmen! — Als Kind, da lehrte man sie beten zu einem gütigen, barmherzigen Gott. Gibt es denn einen? Warum ließ er sie dann so furchtbar leiden? Wozu überhaupt all' der Schmerz, das Leiden ohne Ende? — Ihrer Sünden wegen? — Sie lacht; was mußte dann sie alles gesündigt haben — so denkt sie — um solche Strofen zu verdienen? Doch nein, hat sie nicht treu ihre Pflichten erfüllt als Tochter und als Gattin? War sie nicht eine brave Hausfrau und ihren Kindern eine liebevolle, sorgsame Mutter? War sie je hart gegen die Armen? O nein, nein, sie liebte sie ja so innig, aus Liebe war sie gut gegen alle; ihr Mann war ihr alles — ja, er war ihr Abgott. Und der hat sein Vaterland schmählich verraten; hat sie betrogen, verlassen, den Namen seiner Ahnen mit Schimpf und mit Schande bedeckt! — Die Verzweiflung packt ihre Seele mit scharfen Krallen. Für sie gibt's

keinen Lichtstreif am Horizont; kein Stern winkt ihr am Himmel.

Vom Walde tönt ein häßliches Heulen herüber; es zieht der Wolf auf seinen nächtlichen Raub. Im Dorfe schlagen wütend die Hunde an, zornig knurrt auch zu ihren Füßen der Hund, ihr einziger Freund.

Welch schauriger Abend! Allerseelen. Wie still ist's heut drinnen im Dorfe! Sie alle sind draußen

„Für Vaters Seelchen!“ — Ja, gibt es einen Gott — was ist dann „die Seele“, die „unsterbliche Seele?“ — Und gibt es keine Seele, gibt es keinen Gott — dann gibt es auch kein Leben im Jenseits, dann gibt es keinen Lohn, kein strafendes Gericht. Warum dann aber leiden? Warum dann tragen und dulden? warum dann schleppen dies freudlose Dasein? Wieder heult am Waldessaum der Wolf, wüten-



Zu dir erwach ich, guter Gott!

und zieren die Gräber und beten für die Seelen ihrer Lieben. Die Witwe dort aus dem kleinen Häuschen am Ende des Gartens, der man vor einem Jahr den Gatten im armseligen Sarg zum Friedhof getragen, auch sie wand heute morgen Kränze aus den letzten Blumen, die sie so liebevoll den ganzen Sommer gepflegt, und trug sie aufs Grab, mit ihren fünf kleinen, hungrigen Kindern. Ein jedes der Kleinen trug ein Kerzlein in der von der Kälte erstarrten Hand; „für Vaters Seelchen“ — sagten die Kinder, und bittere Zähren rollten der Mutter über die hageren Wangen.

der bellen die Hunde. Heftiger wühlt die Verzweiflung im Herzen der Frau, lauter hadert ihre Seele mit Gott. „Und gibt es keinen Gott, und ist „unsterbliche Seele“ leerer Schall, dann...“ — — ihr Blick streift zu ihren Füßen den Hund — „dann bin ich nicht besser als du, und bist du krank und kann man dir nicht helfen mehr und will deinem Leiden aus Barmherzigkeit ein Ende bereiten, dann schießt man dich nieder, weil du es selber nicht kannst. Und leide ich, und gibts keine Hilfe für mich, dann — — komm Kamerad! Sollst Totenwache halten bei mir, setz dich

ans Ufer und heute hinein in meine lange, bange Nacht!" — — —

Die Frau, von Verzweiflung befallen, jagt, von Hunde in tollen Sprüngen gefolgt, durchs Dorf zum Flusse hinaus. Sie muß am Friedhof vorbei, dort unten, wo der Friedhofshügel steil zum Flusse sich senkt, dort, hinter der niederen Friedhofsmauer, ist's tödtlich und tief. Schon kommt sie am letzten Gehöft vorbei, da fällt durch den Nebel heller Lichtschein ihr entgegen. In den Glanz unzähliger Lichter getaucht, liegt die Stätte des Friedens vor ihr. Wie gebannt hält sie inne in ihrem Laufe. Ihre Augen, in denen durch die Verzweiflung schon die Raserei des Wahns

kleinste der Kinder im Arm. Die älteren Buben umstehen des Vaters Grab und schauen mit traurigen Augen in die flackernden Lichter und flüstern leise, leise, als wollten sie seine Ruhe nicht stören.

„Mutter“, sagt der Kleinste, „ist dem Vater nicht kalt hier im Grab?“

„Nein, mein Herz, der Vater friert nicht, er ist ja bei Gott, er ist ja im Himmel.“

Das Kind wendet sein schmales Gesichtchen zum Grab, ernst blicken die Kinderaugen auf den bekränzten Hügel, es müht sich sichtlich, etwas zu begreifen, zu fassen. Dann wandern seine Augen wieder zur Mutter zurück. „Mutter, und warum brachten wir

### Das Kreuz am Wege.

Hart am Weg, an locker Mauer,  
Nesumfungen, waldbumhüllt,  
Steht ein Kreuz — und an dem Kreuze  
Hängt des Heilands hehres Bild.

Lebt er wohl?! ... die milden Blicke  
Nichtet fest er himmelwärts;  
Aus den Blicken, aus den Miemen  
Spricht der unnenbare Schmerz.

Ringsum stille; nur ein Vöglein  
Singt sein Lied im Blätterhaus,  
Und ein Waldbaum streckt beschützend  
Uebers Kreuz die Aeste aus

Sieh, zwei Pilger nah'n von ferne,  
Schweißbegossen, wandernd müd,  
Seh'n das Kreuz am Waldestrande,  
Hören da der Vöglein Lied.

Nein, sie wandern nicht mehr weiter;  
Stehen still beim Kreuzesfuß,  
Nichten an den Welterlöser  
Ehrfurchtsvoll den Weishegruß.

Und der erste schaut so innig,  
Zärtlich wie ein frommes Kind  
Auf zum Heiland, schaut und flehet  
Glaubensstark und treu gesinnt.

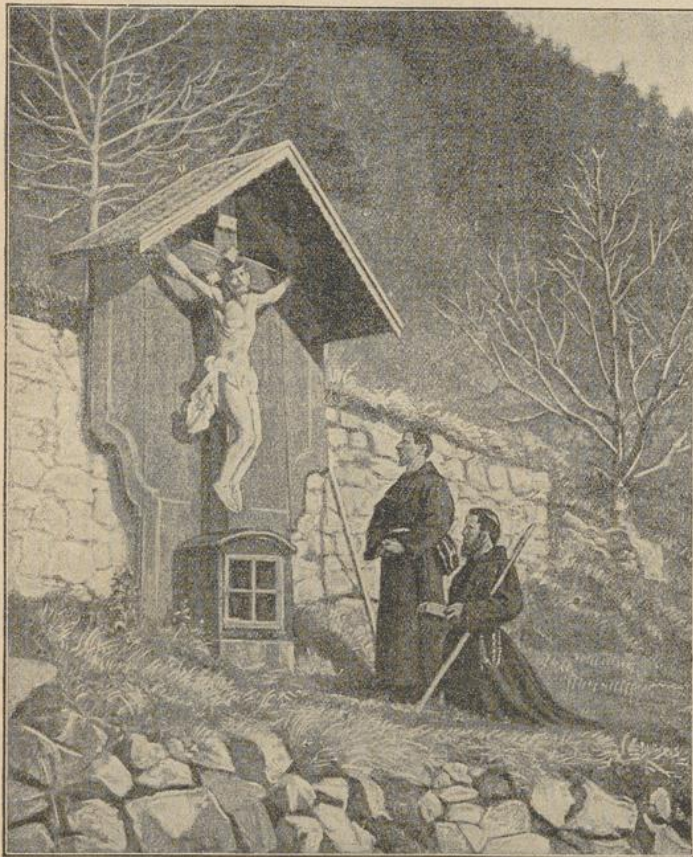
Doch der andre, schmerzdurchschauert,  
Deffret kaum den bleichen Mund,  
Kniet nieder mit dem Stabe,  
Kniet auf dem rauhen Grund.

Was sie denken, was sie fühlen ...  
Meine Seele sagt's mir nicht,  
Doch es ist, als ob vom Kreuze  
Ihnen käm' ein hehres Licht.

Ihnen wird's so wohl im Herzen,  
Sie erfüllt ein neuer Mut,  
Wandern mutvoll weit und weiter  
Durch Gebirg und Tal und Flut.

Dem das Kreuz ist ihre Hoffnung  
Und das Kreuz der beiden Lohn;  
Ja, das Kreuz ist ihre Rettung  
Und das Kreuz ist ihre Kron'.

Joß. Wipfl.



Das Kreuz am Wege.

sinnes funkelt, erweitern sich und starren hin nach dem hell erleuchteten Friedhof, der wie ein verklärtes Bild mitten aus der Dunkelheit heraustritt. Ihre Lippen öffnen sich wie von brennendem Durst, dann kommt sie wie unbewußt näher. An der niederen Friedhofsmauer hält sie still und stemmt die Arme an das kalte Gestein.

Dunkle Gestalten wandeln zwischen den Gräbern ernst und stumm. Dort beugt sich einer nieder und steckt das Licht am Grab zurecht. Sie erkennt ihn, es ist der weißhaarige Schmied am Grabe seines einzigen Kindes. Und dort kniet Anelka am Grabe ihrer Eltern, und hier, dicht an der Mauer, am ärmlichen Hügel, ist's nicht die arme Witwe mit ihren fünf Waisen? Sie sitzt an des Grabes Rand und hält das

Blumen her und warum zündeten wir die Kerzlein hier an, wenn der Vater im Himmel, beim lieben Gott ist, wenn er nicht hier ist?“

„O, Kind,“ schluchzt die Witwe, „hier haben wir den Vater zur Ruhe gelegt; seine Seele aber, die nahm der liebe Gott in den Himmel hinauf. Er hat ihm gewiß die Sünden vergeben, denn der liebe Gott ist unendlich barmherzig und gut; er nimmt einmal auch uns alle zu sich. Kommt, Kinder, laßt uns ein Vaterunser noch für des Vaters Seele beten, dann gehen wir heim.“

Die Waisen beugen die Knie, eilig schält sich aus dem umhüllenden Tuche auf dem Arme der Mutter auch der Kleinste heraus und faltet wie seine Geschwister die Händlein zum Gebet.

O welch rührendes Bild! Im leisen Abendwind flackert das Licht der Kerzen und bescheint das magere Antlitz der Witwe. Sie hat die harten Hände fest verschlungen, ihre Blicke heben sich vom Grabeshügel auf die Köpfe ihrer Waisen und gleiten von da höher, zum einfachen, eisernen Kreuz, hinauf zum Bilde des gekreuzigten Heilandes.

Welch Gottvertrauen, welche Ergebung in Gottes Rathschluß spricht aus ihren Zügen! O wie unermesslich reich ist sie, diese arme Frau aus dem Volke! — Und wie arm, wie bitter arm jene, die dort mit weit geöffneten Augen über die Mauer starrt! Welche Fülle von Licht, Liebe, Glaube und Hoffnung ist hier eingefriedet von der niederen Friedhofsmauer! „Kinder,“ sagt die Mutter, „beten wir für alle, die noch ärmer sind als wir!“

„Dein Wille geschehe,“ kommt es nochmals mit tiefer Demut von den Lippen der armen Witwe. Der kleine Junge betet der Mutter und seinen Brüdern nach. Bei der Bitte: „Unser tägliches Brot gib uns heute“ seufzt er gar sorgenvoll und wiederholt die Bitte noch einmal. „Amen,“ schließt die Mutter, und sie machen einer nach dem andern dem Vater zum Abschied ein Kreuzlein aufs Grab.

„Mutter,“ ruft der kleine Frager, „gibt uns der liebe Gott heute wirklich noch Brot?“ — Um die blassen Lippen der Mutter zuckt es schmerzlich, doch voll Zuversicht erwidert sie: „Ja, Kind, der liebe Gott gibt euch das tägliche Brot“, und leise fügt sie bei: „sein Wille geschehe!“

Und sein heiliger Wille geschah. Schluchzend kommts drüben von der Mauer herüber: „Ja, Kinder, ihr sollt Brot haben, heute und morgen und immer. Ihr sollt alle zu mir kommen samt eurer Mutter. Kinder, der liebe Gott ist gut, er ist barmherzig über alles!“

Mit tränenüberströmtem Antlitz schwingt sich die Frau über die niedrige Mauer. Vor wenigen Minuten noch war sie halb wahnsinnig, dem Selbstmord nahe und jetzt hebt sie das jüngste Kind der armen Witwe empor und ruft voll Glauben und hl. Begeisterung aus: „O, Kinder, zweifelt nie an der Güte und Barmherzigkeit Gottes! Sein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden!“

Sie wirft sich am Grabe des armen Mannes nieder und schlingt die Arme um das eiserne Kreuz, von dem ihr das Bild des gekreuzigten Heilandes im flackernden Kerzenschein entgegenleuchtet. — Und unten lockt umsonst der Fluß mit seiner tödtlichen Tiefe. Die Frau ist gerettet, sie hat den besten Rettungsanker gefunden: Das hl. Kreuz! Und es ist ihr, als sehe sie, vom Lichte des Ostermorgens umflossen, das Grab des Herrn und als sehe sie Maria Magdalena, die den Gekreuzigten sucht, und als höre sie Engel, die zu ihr sprechen: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden!“

Namenloses Glück durchschauert Frau Marinas Seele, ihre wie neu verjüngte, unsterbliche Seele. Glaube, Hoffnung und Liebe ziehen sieghaft ein in ihr Herz, und überglücklich verläßt sie mit der armen Witwe und ihren Kindern die Stätte, wo sie so ungeahnt wieder den Seelenfrieden gefunden und die beseligende Hoffnung auf eine glorreiche Auferstehung.

### Benediktion einer Missionskirche.

Von Schw. Pasifika, C. P. S.

Unsere Station Bourdes hat ein neues Missionskirchlein erhalten, das dritte innerhalb der kurzen Frist

von kaum zwei Jahren. Es ist unierem hl. Vater Bernard geweiht und liegt mitten in dem dichtbevölkerten Distrikt von Engwaqua.

Der Grundstein hierzu wurde vor etwa einem halben Jahre gelegt. An Schwierigkeiten mannigfacher Art, sowohl inneren, wie äußeren, fehlte es nicht. Namentlich tat ein hervorragendes Mitglied der westlichen Kirche sein möglichstes, den Bau zu hintertreiben, umsonst, das schöne Werk nahm ruhig seinen Fortgang und steht nun auf stolzer, weit in die Lande ragender Bergeshöhe vollendet da. Das Kirchlein ist aus Bruchsteinen erbaut und überm Portal erhebt sich ein schlankes Türmchen, das wie ein Fingerzeig beständig zum Himmel weist. Im Innern trennt ein kleiner Chorbogen das Presbyterium vom Schiff; im ersteren steht ein hübscher, von unserem Bruder Hildebert verfertigter Altar, das letztere zieren zwei Seitenaltäre; auf dem einen ist eine Herz-Jesu-Statue angebracht, auf dem anderen eine würdige Darstellung U. L. Frau von Bourdes.

Als Tag der kirchlichen Einweihung wurde der Ostermontag festgesetzt. Schon in aller Frühe verkündeten Böllerschüsse den Anbruch des seltsamen Festes. „Feuerwerker“ war unser Bruder Salomon; als Böller diente ihm die Büchse eines Wagenrades. Das Pulver hatte er zwar nicht erfunden, aber eigenhändig fabriziert, was ihm auch nicht jeder nachmacht.

Das ungewohnte Schießen lockte bald aus den umliegenden Kraals und Christendörfern eine Menge von Festgästen herbei, die teils zu Fuß, teils zu Pferd herbeigeilt kamen und sich dann in hellen Haufen zu dem etwa zwei Wegstunden von Bourdes entfernten Missionskirchlein begaben. Bourdes selbst war bald wie ausgestorben, denn nicht nur sämtliche Schulkinder, sondern auch die meisten unserer Brüder und Schwestern hatten sich nach dem Festplatz begeben.

Im ganzen kamen dort sicherlich 900 bis 1000 Personen zusammen. Ein höchst buntes und farbenprächtiges Bild, denn da waren Weiße und Schwarze, Christen, Heiden und Katechumenen in allen möglichen Kleidertrachten und Kostümen, und mitten darunter unsere Patres, Brüder und Schwestern.

Allgemein bewunderte man auch die herrliche Lage des neuen Kirchleins. Man fühlte sich wie auf einer hohen, mächtigen Kanzel mitten in diesem Gewoge von Bergen, Hügeln und Tälern. Mit wahren Hochgenüssen schweifte das Auge über die weite, im hellsten Sonnenglanz erstrahlende Landschaft, bewunderte hier den mächtigen Ensisenberg, dort hinter unserer Nachbarstation den mit einer imposanten Mauerkrone geschmückten Umschlabeni und ruhte zuletzt drunten im Tale auf dem Flußbett des Inguanquane, der, einem glänzenden Silberband gleich, seine Wasser in eiligem Lauf dem Umzimkulu-River zuträgt. Die Kirche selbst aber erschien mir wie ein Leuchtturm hoch über der Brandung der Meereswogen, ja wie eine große, hehre Himelshöhe, durch die im Laufe der Zeiten ungezählte Scharen schwarzer Neubekehrter, nach glücklicher Rettung aus den Stürmen dieses Erdenlebens, einziehen sollten in das Reich der Gnade und Wahrheit. Ja, im Geiste sah ich sie schon alle kommen, sah die ganze weite Umgebung von lauter Katholiken bewohnt und zog unwillkürlich meine Vergleiche zwischen diesem neuen Missionskirchlein und den schönen, ebenfalls auf stolzer Bergeshöhe gelegenen Wallfahrtsorten unserer deutschen Heimat, wie Schöneberg bei Ellwangen und Rechberg im Remstale.

Zeitweilige Böllerschüsse sowie die silberhellen Klänge des Glöckleins, das sich schon recht munter im neuen Turme schwang, verkündeten, daß die kirchliche Zeremonie bald ihren Anfang nehmen werde.

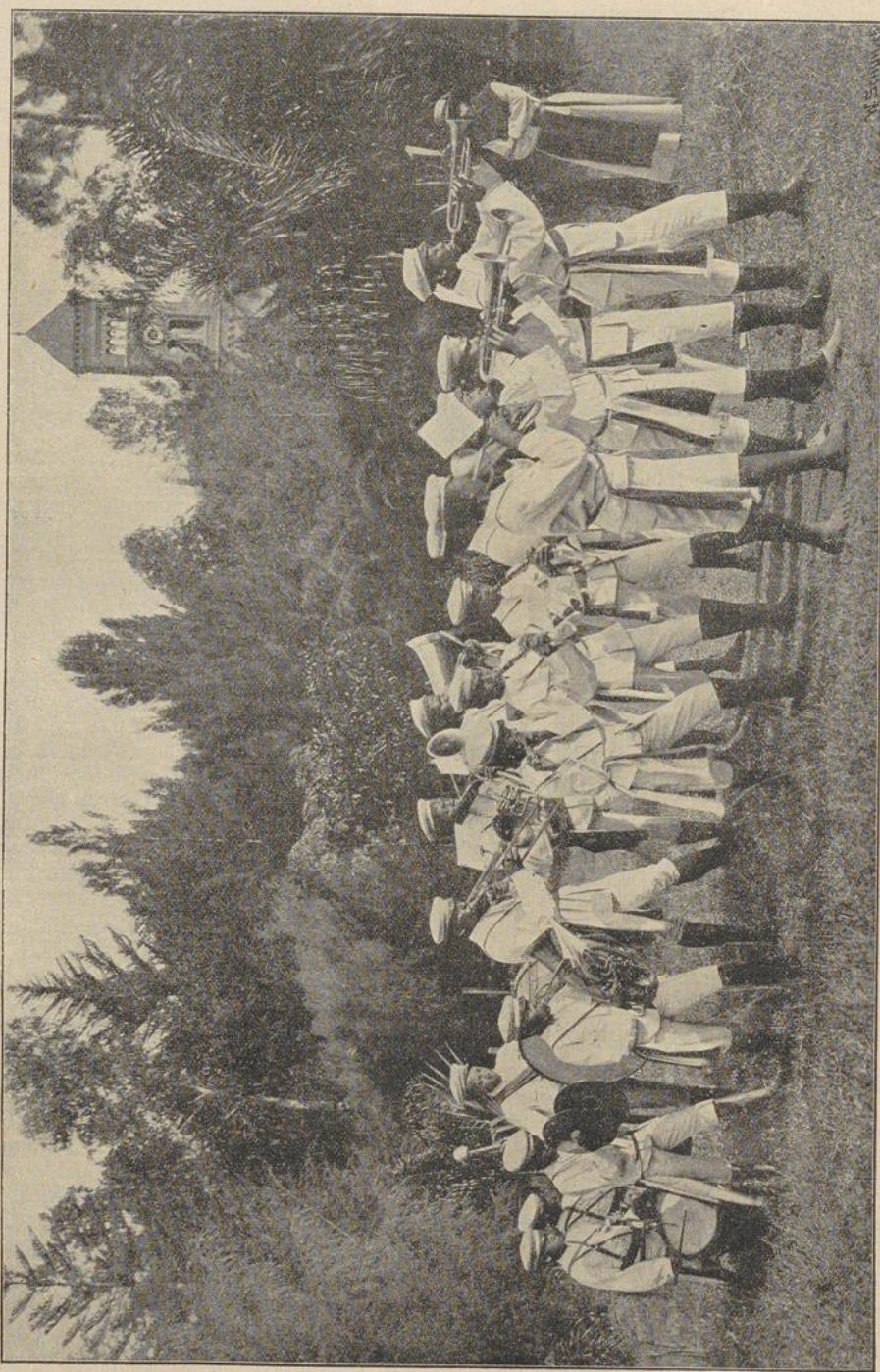
Nun setzte der wohlgeschulte Lourdes Sängerkhor ein und intonierte den Psalm Miserere, worauf Rev. P. Apollinaris, Rektor und Missionär von Lourdes, unter Assistenz zweier unserer Patres die Benediktion der neuen Kirche vornahm. Rev. P. Emanuel aber, der vom benachbarten Gzenstochau herbeigeeilt war, hielt eine ergreifende Festpredigt über das Thema: „Was ist ein katholisches Gotteshaus?“

Nachdem der Altar der hohen Feier entsprechend geziert worden war, begann das levitierte Hochamt. Wie staunten die das schmucke Kirchlein bis zum letzten Plätzchen füllenden Festgäste, zumal die Heiden und Protestanten, über alles, was sie da sahen und hörten! War ihnen doch alles neu und wunderbar: die Kirche, der Altar, die Statuen, priesterlichen Gewänder, der Gesang, die vielen schönen Zeremonien, kurz alles. Sie kamen aus dem Schauen und Staunen einfach nicht mehr heraus.

Wirklich tief ergreifend aber war der Augenblick der hl. Wandlung, als der Sohn Gottes zum erstenmale in Brotsgestalt auf den neuen Opferaltar herabstieg, und vom Turme her das Glöcklein läutete. Da fielen alle Christen und Katechumenen anbetend auf die Kniee nieder und bekreuzten sich in stiller Andacht. Die Heiden und Protestanten aber ahmten wie Kinder deren Gebärden nach, knieten ebenfalls nieder und formierten

Kreuze, so gut sie es beim erstmaligen Versuch eben fertig brachten.

Gegen halb 12 Uhr war der Gottesdienst zu Ende. Nun galt es, auch für die leiblichen Bedürfnisse



Kafferkapelle in Uniform.

Die Uniformen sind ein Geschenk von einem Herrn in Johannesburg, welcher auch unsere Nähmädchen vielfach beschäftigt.

Sorge zu tragen, denn ohne etwas Fleisch mit dem nötigen Utschwala darf es beim Kaffer an einem solchen Tage doch nicht abgehen. Die afrikanische „Kirchweih“ sollte auch in diesem Stücke der deutschen etwas ähnlich sehen. Das „Festmahl“ wurde in Frieden und Eintracht am Boden und unter freiem Himmel eingenommen.

Schlag 12 Uhr tönten mitten in das muntere Treiben hinein die hehren Klänge des Ave Maria-Glockleins. Im Nu herrschte absolutes Schweigen ringsum. Alle standen auf — es war ja gerade Osterzeit — und Christen, Heiden und Katechumenen salbeten die Hände zum Gebet. Was ist es doch Schönes und Erhabenes um die Gebräuche unserer heiligen katholischen Kirche! Hier im Missionsland fühlt man dies doppelt und dreifach. Das Abegelaute am Morgen, Mittag und Abend wirkt jedesmal wie eine Predigt auf das empfängliche Gemüt unserer Schwarzen und mahnet sie immer wieder an das große Geheimnis unserer Erlösung. Hier drängte sich mir außerdem gar lebhaft der Gedanke an Maria, die hehre Himmelskönigin, auf, durch die uns alles Heil geworden. Denn das Kirchlein ist, wie gesagt, dem hl. Bernard geweiht, dem großen Marienverehrer, dem wir so oft im Salve Regina die Worte nachbeten: „O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria.“

Den würdigen Abschluß der seltenen Feier bildete die kanonische Errichtung eines hl. Kreuzweges und der sakramentale Segen.

Im Laufe des Nachmittags fand noch ein flottes Pferderennen statt. Im Griqualand ist nämlich fast jeder Kaffer beritten, und schon Knaben von acht bis zehn Jahren galoppieren mit einer Virtuosität einher, daß es selbst einem Dragoner zur Ehre gereichen würde. Ein Wettrennen zu Pferd war also ganz nach ihrem Geschmack und verlieh dem Feste in ihren Augen einen ganz neuen, unergleichlichen Reiz. Preise gab es allerdings nur einen einzigen. Doch das verschlug nichts; die Hauptsache war das Wettrennen selbst und das tröstliche Bewußtsein, bei solch' einer Heldentat dabei gewesen zu sein.

Kurz darauf verlor sich die bunte Volksmenge wieder nach allen Richtungen der Windrose. Auch wir zogen wieder heim nach unserem schönen Lourdes und sangen beim Abschied von der hohen Bergkluppe und ihrem neuen schmucken Kirchlein die vielzitierten Verse unseres deutschen Dichters:

„Droben stehet die Kapelle,  
Schauet still ins Tal hinab;  
Drunten singt bei Wies' und Quelle  
Froh und hell der Hirtenknab.“

Mögen sich all' die vielen schönen Hoffnungen, die sich an die neue Missionskapelle „St. Bernard“ knüpfen, im Laufe der Jahre auch verwirklichen. Das walte Gott!

### Feier der ersten heiligen Kommunion.

Mariannhill. — Das Mutterhaus Mariannhill hatte heuer die bisher unerreichte Zahl von 221 Erstkommunikanten. Darunter waren Männer und Frauen, Kinder und Greise, Zöglinge aus unseren Kost- und Tageschulen, sowie Neubetehrte aus den verschiedenen Katechesenstellen, wie Bothashill, Inhanganga, Embogotwini usw., die seit einigen Jahren Mariannhill in weitem Bogen umgeben; sind doch einige derselben fünf bis sechs Wegstunden von hier entfernt.

Es war ein überaus schönes, tiefergreifendes Bild, als am Morgen des Weißen Sonntags in langer, langer Doppelreihe unsere lieben Erstkommunikanten unter Glockengeläute und Instrumentalmusik von der neuen schönen Pforte prozessionsweise nach der Abteikirche zogen. Den Zug eröffneten unsere zahlreichen Schulkinder, ihnen folgte die neue flotte Musikapelle,

die wir hiermit unseren geehrten Lesern im Bilde vorführen. Die strammen Jungen hatten ihren besten (übrigens von Wohltätern geschenkten) Feststaat angezogen — jeder trug eine weißrote Schärpe und blaue Mütze und taten ihr möglichstes, den „großen Tag“ zu verherrlichen. Besonders schön und feierlich spielten sie, abwechselnd mit dem kaffrischen Sängerkhor, ein herrlich komponiertes Magnificat.

Nun kamen, einer eigenen Fahne folgend, die Erstkommunikanten selbst: Knaben, Jünglinge, Männer und Greise. Alle, welche noch die Schule besuchten, hatten zierliche Herz-Jesu-Schildchen auf der Brust. Dann folgten die Erstkommunikantinnen, und zwar die Schul- und Marienhausmädchen in Weiß mit einfacher Mantille und einem Kreuzchen am blauen Bande vor der Brust, die übrigen in ihren gewöhnlichen Festtagskleidern. Ihnen voran schritten zwei kleine, als sogenannte „Engelchen“ gekleidete Mädchen. Sie trugen buntfarbige Kerzen und postierten sich im Augenblick der hl. Kommunion rechts und links von der Kommunionbank. Die Haltung, augenscheinliche Sammlung und Eingezogenheit aller war geradezu musterhaft. Den Schluß des langen Zuges bildete eine ungeheure Volksmenge.

Die Prozession bewegte sich heuer in die eigentliche Abteikirche. Denn die neue Josefskirche ist noch nicht fertig, und der an die Trappistenkirche angefügte Seitenbau, der bisher als Kafferkirche dienen mußte, war viel zu klein, um die ganze große Menge zu fassen. Es war allerdings ein neuer, ungewohnter Anblick, als sich die ersten Chorstellen unserer Religion und Brüder plötzlich mit den schwarzen Erstkommunikanten füllten. Mancher alte, graubärtige Bruder war dadurch bis zu Tränen gerührt, und betete bei dem nachfolgenden Trappisten-Gottesdienst, der heute um eine Stunde verschoben worden war, um so eifriger für die guten Erstkommunikanten.

Während der heiligen Messe, die nun folgte, las ein Pfarrer die üblichen Kommuniongebete vor, dazwischen sangen unsere schwarzen Schulkinder unter Orgelbegleitung einige erbauende Lieder. Unmittelbar nach dem Evangelium hielt Rev. P. Bruno eine ergreifende Ansprache, wobei manches Auge naß wurde. Endlich folgte der Augenblick der hl. Kommunion selbst. In denkbar schönster Ordnung und mit erbaulichster Andacht und Sammlung nahen die Ausgewählten des Tages in Reihen von je 4 und 4 der Kommunionbank. Besonders rührend war es auch, zu sehen, wie zwei hesthafte und zwei blinde Erstkommunikanten von den übrigen mit großer Liebe und Sorgfalt hin- und zurückgeleitet wurden.

Nach der Dankagung fand für die männlichen Erstkommunikanten in der Knabenschule und im Josepshaus, für die weiblichen in der St. Anna-Schule ein frugales Frühstück statt. Später wohnten sie noch der Hochmesse und dem sakramentalen Segen bei; der Nachmittag war einer ehrbaren Erholung gewidmet. —

Auf unserer Missionsstation Lourdes gingen am gleichen Tage 40 Kinder und Erwachsene zur ersten heiligen Kommunion, während mehrere andere in der sogenannten Zbisi-Mission noch in der Vorbereitung darauf begriffen sind.

Czenstochau mit 90 Erstkommunikanten hielt seine diesbezügliche Feier am Feste Christi-Himmelfahrt, doch darüber später in einem eigenen längeren Artikel.

## Erinnerungen eines Hundertjährigen.

(Schluß.) Von Schw. Engelberta.

Inkofazana, meine Erzählung neigt sich nun dem Ende zu. Was ich noch zu sagen habe, ist dir an sich nicht unbekannt, denn du warst während dieser Zeit immer bei uns, dennoch will ich manches wieder davon erwähnen, denn die bloße Erinnerung daran ist mir angenehm und süß. Sind es auch ferner keine izindaba ezimangalisayo, staunenerregende Dinge mehr, die ich noch zu berichten habe, keine Kämpfe mit Löwen und Tigern, keine Abenteuer mit giftigen Schlangen und feindlichen Kriegerern, so sind es dennoch die größten und wunderbarsten Dinge in meinem ganzen Leben: die Befehrung zum Christentum und die Wiedergeburt zu neuem, geistlichem Leben. Doch, ich will mich möglichst kurz fassen.

Unser Baba, Rev. P. Gerard, hatte mich, wie gesagt, gleich durch seine erste Predigt gewonnen. Bald zählte ich mit Tschikitscha, der später auf den Namen Anton getauft wurde, zu seinen eifrigsten Katechumenen. Da wir einflussreiche amadoda (Männer) waren, folgten viele andere unserem Beispiele nach, abgesehen von unseren großen Familien, die an sich mehr oder minder an unsern Willen gebunden waren. So kam es, daß in Wälde das Lokal, in welchem zuerst der Gottesdienst in Ezenstochau abgehalten wurde, bei weitem nicht hinreichte, die vielen Besucher, die von allen Himmelsgegenden herbeieilten, zu fassen; namentlich als P. Gerard dauernd hier blieb und persönlich die Mission in die Hand nahm.

Besonders festlich wurde auch der Tag der Schuleröffnung begangen. Ich selber führte dem P. Missionär alle meine Kinder zu; sie gehorchten mit Freuden. Nur einer hielt sich fern; an ihm ist aber auch der Fluch meiner sterbenden Mutter in Erfüllung gegangen. P. Gerard hielt eine begeisterte Ansprache, dann war Hochamt und hl. Segen — feierten wir doch an jenem Tag gerade auch das Fest des hl. Bernard, eures großen Ordensstifters —; im Laufe des Nachmittags aber gaben wir uns geselliger Unterhaltung hin. (Wir Schwarzen hatten zu diesem Zweck eigens Uischwala gebraut und einen Ochsen geschlachtet).

Bald war die Schule voll und man mußte in Wälde daran denken, neue Räumlichkeiten zu schaffen und auch eine neue größere Kirche zu erbauen, denn auch die Zahl der erwachsenen Gläubigen war in stetem Zunehmen begriffen. Wohl fanden sich auch Gegner des Christentums, die sich nicht scherten, die alten Verleumdungen gegen euch Schwestern und die Trappisten auszustreuen, und die besonders auch mich und meinen Freund Anton Tschikitscha haßten, doch schließlich gewann doch das Gute die Oberhand. Viel trug dazu der Mut und die Tatkraft des Hochw. P. Gerard bei; wer einigermaßen guten Willens war, konnte auf die Dauer seiner Predigt nicht widerstehen, hartnäckige und verstockte Heiden aber mußten nach und nach die Farm verlassen. Am eifrigsten zeigten sich die Kinder. Viele liefen heimlich aus dem heidnischen Kraale fort, und eilten der Missionschule zu. Alle Versuche der erzürnten Eltern, sie zur Rückkehr zu bewegen, waren umsonst; im Gegenteil, nicht selten wurden solche Kinder die Ursache der Befehrung ganzer Familien.

So blühte die Ezenstochauer Mission immer mehr auf. Da unsere Wohnungen jenseits des Umzimkulu lagen, und wir bei Hochwasser oft verhindert waren, zum Unterricht und sonntäglichen Gottesdienst zu kom-

men, zogen wir auf den Rat des P. Missionärs auf die rechte Uferseite hinüber und bauten unsere abgebrochenen Hütten auf der Missionsfarm neu auf. Nah, war das nun eine Arbeit, bis wir alle unsere Sachen samt den Hütten über den Fluß geschafft und drüben wieder neu aufgestellt und eingerichtet hatten! Ich war damals schon auf Jahren, fühlte mich aber innerlich ganz verjüngt und konnte laufen und schaffsen, als stände ich noch im kräftigsten Mannesalter.

Uebrigens, du weißt ja dies alles selbst, bist du doch vom Anfange an bei uns gewesen. O, ich erinnere mich noch recht gut, wie du zu uns kamst! Du warst damals noch das reinste Inngane (Kind) und bist erst bei uns groß geworden. Schwester Humbeline ging bald wieder fort, es kam die Schwester Rosa, die jetzt wieder hier ist, und Schwester Koletta. Diese war uns allen eine gute Mutter, weil gegenwärtig noch in unserer Mitte und versorgt das Marienhaus. Meine Enkelkinder nennen sie Kulu (Großmutter.) Ja, ich habe euch alle heranwachsen sehen: Patres, Brüder und Schwestern. Ich erwähne hier nur noch unsern Hochwürdigsten P. Balduin. Als ein schlanker, bartloser Jüngling kam er zu uns, und siehe, welch' ein Mann ist er nun inzwischen geworden! Schon bilden sich erste Furchen auf seiner Stirn und die grauen Haare seines Bartes kann ich nicht mehr zählen.

Was bleibt mir noch zu berichten übrig? Doch ja, einen Tag darf ich nicht unerwähnt lassen; ist er doch der schönste und wichtigste meines ganzen Lebens, der Tag meiner hl. Taufe! Heute noch preise ich die überaus selige Stunde, da ich wiedergeboren wurde zum Kinde Gottes! Ich, der alte, mehr als achtzigjährige Greis, wurde wieder zum Kinde, und aus dem in der Nacht des Heidentums ergrauten Dama wurde der christliche Leonhard! Ahtzehmahl haben wir seitdem unsere Felder bestellt und Ernte gehalten, doch mein damaliges Glück hat seitdem in seiner Fülle, seinem Frieden nichts verloren; es ist im Gegenteil noch gewachsen, besonders glücklich fühlte ich mich jedesmal an den Tagen, an denen ich zu den hl. Sakramenten gehen durfte. Jeder Beicht- und Kommuniontag war mir ein Freudentag. . . . Bei diesen Worten rollten ein paar große Tränen in den Silberbart des guten Alten. „Inkofazana“, fügte er nach einer Weile bei, „wundere dich nicht, wenn ich alter Knabe weine. Es sind Tränen der Freude und des Dankes, die meinen Augen entquellen bei der Erinnerung an Gottes Erbarmungen.“

Ja, der Herr hat mir viel Gutes getan, mir und all' den Meinen. Meine Weiber und Kinder wurden mit mir getauft am gleichen Tage. Welch' eine Freude, als wir uns nach der hl. Taufhandlung die Hände boten und einander grüßten als Christen und Kinder desselben himmlischen Vaters! Mein jüngstes Weib hatte damals noch ein ziemlich kleines Bübchen; es wurde mit ihr getauft und erhielt den Namen Vitus. Das Weib hatte ich natürlich entlassen und ich lebte fortan nur noch mit einer Frau zusammen. Später dann, als letztere starb — ach, ich mag an ihren Tod gar nicht denken! Sie starb aus Gram über das jähe Ende ihrer Tochter Dolorosa (siehe „Bergisheimnichi“ Jahrgang 1904, Opfer eines heidnischen Aberglaubens) — da nahm ich auf den Rat des P. Missionär mein ehemaliges jüngstes Weib, die inzwischen auf der Missionsstation im fogen Weibertrost ein Heim gefunden hatte, zu mir. Unsere Ehe wurde ganz im Stillen eingesegnet, und ich hatte meine gute Antonia

nur deshalb wieder zu mir genommen, damit ich in meinen alten Tagen die nötige Hilfe und Pflege hätte. Im Ganzen hatte ich vier Frauen gehabt; sie schenkten mir zusammen 20 Kinder, 13 Söhne und 7 Töchter; 10 derselben sind bereits gestorben; die Zahl meiner Enkelkinder aber beträgt 37, und Urenkel habe ich gegenwärtig 6. Sie wohnen alle in nächster Nähe und kommen oft, mich zu besuchen.

Nach irdischen Dingen verlange ich nicht mehr, ebensowenig nach Auszeichnung und Ehre. Du weißt, daß mich der P. Missionär, als die Gläubigen sich mehrten, als Bürgermeister der neuen Gemeinde in Vorschlag brachte. Ich aber lehnte ab; ich fühlte mich zu alt dazu, und so erhielt das Amt unser Anton Woff, der auch von der englischen Regierung bestätigt wurde.

Ein langes, langes Leben liegt hinter mir! — Meine Tage sind gezählt; schon winken mir die Tore der Ewigkeit! Ich fürchte den Tod nicht, wenn nur der Herr bei mir ist. Darum bete ich aber auch Tag für Tag mit den beiden Emaus-Jüngern: „Herr, bleib bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“ Luk. 24, 29.

**Nachtrag.** Der gute Leonard ist nicht mehr! Schneller, als wir alle ahnten, ist sein Wunsch, bald aufgelöst zu werden, um bei Christus zu sein, in Erfüllung gegangen. Sein Lebensabend war überaus schön. Fast jeden Sonn- und Feiertag wurde er während des letzten halben Jahres von unserm Franz aus dem Stationswägelchen zur Kirche gefahren, wobei er wiederholt zu den hl. Sakramenten ging. Welch' eine Freude für den guten alten Leonard! Er hätte es sich wahrlich im Traume nicht einfallen lassen, daß man ihm in seinen alten Tagen noch solche „Ehren“ antun würde.

Das letztmal war er am hochheiligen Pfingstfest in der Kirche. Auch bei der schönen Kommunionfeier am Feste Christi Himmelfahrt war er zugegen gewesen und hatte sich sehr darüber gefreut. Er war überaus leutfelig und besuchte nach dem Gottesdienste nochmals alle seine guten Freunde und Bekannten; sogar zum Gartenhäuschen unseres Chro. Vaters Gerard humpelte er hinauf und machte da seinen Abschiedsbesuch. Zu Hause angekommen, sagte er, er fühle sich müde und krank. Dann legte er sich nieder, um sich nie mehr zu erheben. Manche Stunde lag er bei Tag und Nacht wie im Halbschlummer da; nur wenn man ihn anredete, sagte er freundlich, es fehle ihm nichts, nur sei er müde und habe einen umkuhlane (Husten).

Unser Hochw. P. Emanuel bereitete ihn rechtzeitig zum Tode vor. Leonard empfing mit vollem Bewußtsein die hl. Sterbesakramente nebst der letzten Oelung und Generalabsolution und betete dem Priester die kassrischen Schutzgebete mit klarer, deutlicher Stimme nach. Schwester Ludovika und ich hatten ihm in seine Hütte ein weiß gedecktes Tischchen nebst Kruzifix, Leuchter und Blumen hineingestellt und ihn selbst mit einem großen weißen Tuche zugedeckt. Da lag er nun so schön und friedlich da, daß es eine Freude war, ihn anzusehen. Als alles vorüber war, dankte er uns lüchlich und lächelte ganz seelenvergnügt vor sich hin.

In der auf das hl. Fronleichnamsfest folgenden Nacht rief er nochmals alle seine Söhne zu sich. Er gab ihnen verschiedene gute Ermahnungen und redete dabei mit so fester und klarer Stimme, daß niemand an sein nahes Ende glaubte. Auf einmal hält er inne, blickt mit weitgeöffneten Augen in die Höhe, als sehe er

staunend in eine neue, herrliche Welt hinein, ruft zweimal nach einander: „Ah! ah!“ und bricht dann leblos zusammen. —

Er hatte vollendet. Möge ihm nun der liebe Gott den überreichen Lohn geben für all das, was er auf Erden in seinem Dienste gearbeitet, gebetet und gelitten hat! —

### Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Biegner, O. M. M.  
(Fortsetzung.)

Emaus, 5. November 1908. — Vorgestern wurde ich nach einem Kaffernkraal gerufen, um daselbst ein krankes Zwillingkind zu taufen. Ueber der ganzen Gegend lag ein starker Nebel, und trotz der Sommerszeit war es so kalt, daß ich genötigt war, einen Ueberrock zu nehmen, um mich vor Erkältung zu schützen. Solche Nebeltage haben wir hier am Chimpers-Neck im Sommer viele; gewöhnlich dauert es drei Tage, bis sich der Himmel wieder aufheitert. Zur trockenen Winterzeit kennen wir diese Nebel nicht, und daher kommt es, daß es hier im Winter oft wärmer ist, als im Sommer, d. h. unter Tags, wenn die Sonne einmal hoch am Himmel steht; die Nächte sind in den Wintermonaten Juni, Juli und August immer kalt.

Unser Ritt — ich hatte noch zwei Begleiter bei mir — führte mich an einem englischen Store oder Kaufladen vorbei. Gewöhnlich sammelt sich in der Nähe eines solchen Kaufladens eine Masse von Kaffern an, Männer und junge Burschen, namentlich aber Weiber, Mädchen und Kinder. Viele von ihnen bringen Mais, oder Hühner, Eier, auch Häute und tauschen diese Sachen gegen die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse um. Zuweilen bekommen sie auch statt des Geldes runde, aus Blech geprägte Wertzeichen, und werden dadurch genötigt, auch in Zukunft ihre Waren beim gleichen Store einzukaufen.

Der Eigentümer des Stores schien vermöglich zu sein. Im Hofe spielten sehr schöne Hunde von reiner, seltener Rasse, daneben stolzierten ein paar prächtige Pfauen, hüpfen über die Bäume, schlugen ein Rad und trugen ihre kostbaren Federn zur Schau. Wie zur Erhöhung des Kontrastes wälzten sich nebenan in einer Pfütze große englische Schweine; sie waren sehr artz, fett und wohlgenährt, einige von ihnen kamen heraus und suchten im Hofe die zerstreut liegenden Maiskörner zusammen. Im nahen Wattelwäldchen aber waren mehrere Kaffern damit beschäftigt, die Bäume umzuhauen und die einen vorzüglichen Gerbstoff liefernde Rinde abzuschälen. Um sich nicht bücken zu müssen, hieben sie die Stämme nicht an der Wurzel, sondern in Manneshöhe ab. So wirtschafteten die Schwarzen, wenn kein Weißer dabei ist, der sie beaufsichtigt.

Wir lenkten nun von der Straße ab und konnten von ferne eine Menge von Kaffernhütten bewundern, die teils auf der Höhe der umliegenden Berge, teils an deren Abhängen lagen. Ihre Felder hängen meist an steil abfallenden Bergrücken, und es mag die guten Leuten ordentliche Mühe kosten, dem oft mageren Boden die nötige Frucht abzugewinnen. Nach andert-halbständigem Ritt kamen wir endlich zum bezeichneten Kraal. Das kranke Kind, ein Mädchen von etwa fünf Jahren, hatte ein gar liebes Gesichtchen und ungemein helle und schöne Augen. Es war mir eine wahre Freude, es durch die hl. Taufe zum Kinde Gottes zu

machen. Hindernis war keines vorhanden; die Leute im Kraal waren alle recht anständig bekleidet, und sowohl Vater wie Mutter wünschten die Taufe ihres Kindes; auch der Name „Philomena“, den ich ihm dabei gab, gefiel ihnen sehr gut und sie freuten sich, daß sie ihn so leicht aussprechen konnten.

Von hier ritten wir noch eine Stunde weiter in die Berge hinein. Das Gelände wies manche Naturschönheiten auf und bot uns alle Augenblicke ein neues, höchst interessantes Bild. Die Sibayas (runde Einfriedungen für die Herden zur Nachtzeit) fanden wir vielfach mit Aloen und Agaven umzäunt. Letztere treiben Blüten von 20 Fuß Höhe und darüber, also förmliche Bäumchen, und der Anblick einer solchen blühenden Agave-Hecke war geradezu imposant und einzigartig zu nennen.

Wir kehrten in der Hütte eines armen Mannes ein, der schon seit vier Wochen krank darniederlag. Als Kopfkissen hatte er ein Stück Holz, als Lagerstätte eine dünne Strohmatten und als Bett eine einzige schmutzige Wolldecke. Er litt an chronischer Ruhr und schien mir überdies schwindsüchtig zu sein.

Auf unser Befragen, ob er kein Verlangen habe, sich taufen zu lassen, wußte er gar nicht, was wir damit sagen wollten; er sprach nur immer von seiner Krankheit und seinem Elend und fragte uns, ob wir keine Medizin für ihn hätten. Als ich ihm sagte, ich hätte zwar jetzt keine bei mir, wolle aber wieder kommen und ihm eine bringen, war er sehr froh und bat mich, ihn doch bald wieder zu besuchen. Er hatte nur ein Weib, ein Umstand, der beim Heiden Taufe und Bekehrung immer sehr erleichtert. Diese saß auf der entgegengesetzten Seite der Hütte und hatte einen kräftigen Jungen von etwa zwei Jahren im Schoße. Ihre Kleidung, wenn ich sie so nennen kann, waren mir ein weiterer Beweis für die schreckliche Armut, die in dieser Hütte herrschte. Ich sah nur ein paar ärmliche Töpfe im Hintergrund, und in der runden Vertiefung am Boden brannte kein Feuer, obgleich es an jenem Tage empfindlich kalt war.

Kurz darauf kam eine schwarze Nachbarin in die Hütte. Ihr schien das Christentum weniger fremd, als den beiden Kraalbesitzern. Mit seltener Zungengewandtheit bemühte sie sich, dem Kranken begreiflich zu machen, was die hl. Taufe sei und legte ihm nahe, mit deren Empfang nicht allzu sehr zu säumen, denn er sei krank und wisse nicht, wann sein Ende komme. . . . So hatte ich auf einmal wider alles Erwarten eine prächtige Katechistin bekommen! Der Mann zeigte sich zu allem bereit; er will sich im christlichen Glauben näher unterrichten lassen und freut sich jetzt schon auf den Tag der hl. Taufe.

Inzwischen war die Nachmittagsstunde schon ziemlich vorgerückt: wir nahmen aus unseren Taschen einen kleinen Imbiß und beeilten uns, auf dem kürzesten Weg nach der Missionsstation zurückzukehren.

Am 27. November 1908. — Jüngst machte ich mich auf den Weg, um wieder einmal nach meinen getauften Kindern zu sehen. Es kommt nämlich öfters vor, daß in einem noch ganz heidnischen Kraal ein Kind in Todesgefahr getauft wird, später aber wieder aufkommt und nun ohne Unterricht mitten unter Heiden aufwächst. Nach solchen Kindern halte ich zuweilen Umschau, und trachte, sobald sie das nötige Alter erlangt haben, sie in eine unserer Missionschulen zu bringen.

So kam ich nun auf meiner Wanderung, etwa zwei Wegstunden von Emaus entfernt, an einer Hütte vorbei, wo ich vor drei Jahren in einem schweren Krankheitsfall ein kleines Mädchen auf den Namen Josepha getauft hatte. Ich fand meinen Täufling, der inzwischen vier Jahre alt geworden war, frisch und gesund. Die Kleine wurde mir von der noch heidnischen Mutter — heidnisch war überhaupt der ganze Kraal — sofort mit großem Selbstbewußtsein vorgestellt. Sie war offenbar stolz auf dieses Kind und zeichnete es vor allen übrigen aus. Das Töchterchen selbst hatte etwas Zartes und Edles in seinem ganzen Wesen, es hatte nicht den wilden, unheimlichen Blick der Heidenkinder, sondern schaute so still und sanft und doch außerordentlich klug und munter in die Welt, daß es jedermann unwillkürlich lieb gewinnen mußte; auch lief es nicht im Adamskostüm umher, wie seine übrigen Geschwister, sondern hatte ein ordentliches Hemdchen an und des Vaters Weste darüber. Ich hätte es gerne in die Schule mitgenommen, allein dazu war es noch zu klein: auch wollte ich es nicht ohne Erlaubnis des Vaters tun, und der war nicht zu Hause. Solange übrigens das Kind von den Eltern so sehr geliebt und vor den andern ausgezeichnet wurde, war keine Gefahr, daß es im Heidentume untergehe, und ich konnte daher mit meinem Plane noch ruhig zuwarten.

Das kleine Mädchen war offenbar zum Segen für seine ganze Familie geworden und verbreitete rings umher einen spezifisch christlichen Geist. Die Mutter gestand mir dies auch. „Ich bin öfters krank und leidend“, sagte sie, „sollte es aber schlimmer mit mir werden, so möchte ich nicht sterben ohne die hl. Taufe. Ich möchte auch gerne ein Kind Gottes werden, will als Christin sterben und einst in den Himmel kommen!“ Ich glaube nicht, daß sie auf diese Gedanken gekommen wäre, hätte sie nicht beständig ihr christliches Kind um sich gesehen. Uebrigens hatte es mit ihrer Taufe noch gute Wege. Eine eigentliche Gefahr war noch nicht vorhanden, und bei einem Erwachsenen sind wir mit der Taufe nicht so schnell zur Hand. Da heißt es vorerst sich im christlichen Glauben gründlich unterrichten lassen und alle Vorbedingungen getreu und gewissenhaft erfüllen.

Frauen sind übrigens in der Regel viel leichter für's Christentum zu gewinnen, als Männer. Bei letzteren ist meistens ein Haupthindernis die Vielweiberei; auch sind sie viel abhängiger von ihren Chiefs und scheinen viel verwachsener mit ihren altheidnischen Traditionen und Gebräuchen, kommen auch viel weiter umher in der Welt und sind somit Gefahren ausgesetzt, welche die Frauen nicht kennen.

Eine wahre sittliche Pest ist auch das Wandern verheirateter Männer nach den Goldfeldern Johannesburgs. Tausende von jungen Männern wandern alljährlich aus ganz Südafrika dorthin, verdienen sich auch ein hübsches Sümmchen Geld, falls sie nur einigermaßen sparsam sind, und lernen überhaupt die große, weite Welt kennen. Aber unter welchen sittlichen Gefahren! Mancher junge Mann geht in den neuen fremden Verhältnissen, wo ihm überdies jeder moralische Schutz fehlt, ganz und gar im Sinnenrausch auf, sodas er auf Frau und Kinder zu Hause einfach vergißt. Der eine kommt jahrelang nicht mehr heim, ein anderer ist verschollen auf immer. Die Folgen kann man sich denken. Das arme Weib weiß oft kaum, wie sie ihre Kinder ernähren soll; an eine an-

ständige Bekleidung ist da gar nicht zu denken. Oft kommt auch die Mutter moralisch herunter, die Kinder bleiben ohne Aufsicht, entbehren der strengen, väterlichen Zucht, treiben sich in fremden Kraals herum, werden arbeitsfleh, gewöhnen sich ans Lügen und Stehlen, kurz, verkümmern an Leib und Seele. So weiß der böse Feind überall seine Netze auszuwerfen, leider nur allzuoft mit gar gutem Erfolg, und der Missionär hat einen überaus harten Standpunkt, solchen Uebeln die Spitze abzubreaken und auch aus solchen Familien noch Seelen für den Himmel zu gewinnen.  
(Fortsetzung folgt.)

### Altheidnische Kafferngebräuche.

(Fortsetzung.)

Sobald ein Kaffernjunge ordentlich laufen und springen kann, wird er zum Hüter der Ziegen, Kälber und Rinder verwendet. Werden die Amabele-Felder reif, so ist es auch seines Amtes, die zahllosen Vögel abzuwehren, die von allen Seiten herbeifliegen, die Körner auszuspicken. Zum Schutze der reisenden Feldfrüchte werden allerdings auch Mädchen verwendet, nicht aber zum Viehhüten. Nicht selten erfreut sich so ein Wächterposten eines eigenen kleinen Häuschens, das mitten im Feld errichtet ist und nur für eine einzige Person Raum gewährt.

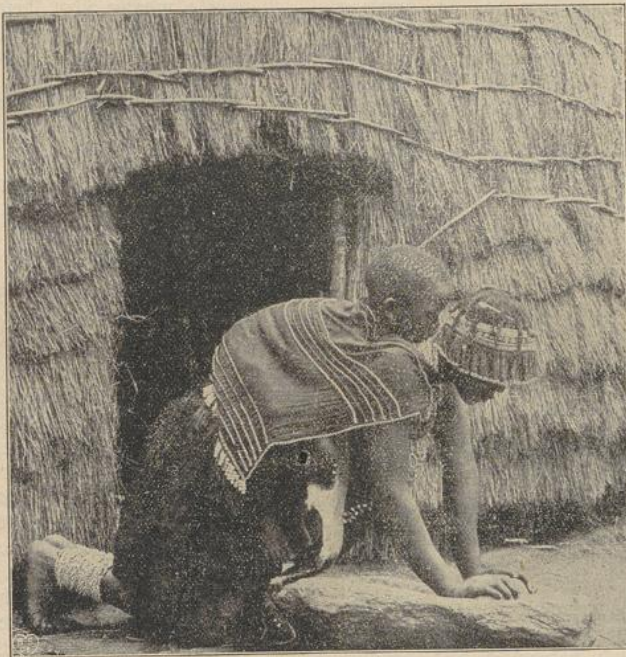
Vielfach suchen sich die Jungen auch bei den umwohnenden weißen Farmern und noch mehr in den englischen Städten, sowie in den Gold- und Diamantfeldern Arbeit und Verdienst. Die Mädchen sind viel mehr an das stille Heim gebunden und gehen der Mutter in den verchiedenen Haus- und Feldarbeiten zur Hand, übernehmen die Pflege der jüngeren Geschwister und sorgen für Herbeischaffung des nötigen Koch- und Trinkwassers, sowie des üblichen Brennmaterials.

Im Sommer, wenn die Feldfrüchte zu reifen beginnen, findet bei den meisten südafrikanischen Stämmen, die jedenfalls von den Arabern ererbte Zeremonie der Zirkumzision statt. In Natal und Zululand hat sie vor etwa hundert Jahren Tschaka abgeschafft; in anderen Gegenden findet sie regelmäßig jedes Jahr statt, es sei denn, es wachse in einem Stamme gerade ein junger Chief heran. In diesem Falle läßt man mehrere ältere Jahrgänge warten, um die Feier um so großartiger zu gestalten. Aus ihnen wählt später der Chief seine Indunas und Ratgeber, seine „Augen und Ohren“, wie er sie zu nennen pflegt. Und alle jene, die sich zu gleicher Zeit der

genannten Zeremonie unterzogen, bilden zeitlebens eine eigene, streng geschlossene Gilde oder Sippe. Keiner verrät den andern, im Gegenteil hilft er ihm, wo er nur kann, und es wäre ein grober Verstoß gegen die gute Sitte, wollte er jemals alleinig Speise oder Trank zu sich nehmen, während sein Genosse in der Nähe ist. Studienfreunde zivilisierter Länder halten wohl selten so treu und fest zusammen, wie diese Schwarzen.

Die Zeremonie entbehrt heutzutage allen religiösen Charakters; Dinge, welche schon mit dem rein natürlichen Sittengesetz in schroffem Widerspruch stehen, werden von der englischen Regierung nicht geduldet. Im Geheimen mag allerdings noch manches geschehen, was das Licht scheut, und die Missionäre klagen allgemein über den demoralisierenden Einfluß, den dieser unselbige Brauch speziell auf den weiblichen Teil der Bevölkerung ausübt. Vieles dagegen ist durchaus harmloser Art und entbehrt sogar nicht eines gewissen poetischen Anstriches.

Die Araber leben während dieser Periode, die einen Zeitraum von zwei bis drei Monaten umfaßt, in gänzlicher Isolierung; ganz besonders ist ihnen jegliche Feldarbeit untersagt. Dagegen genießen sie das unerhörte Privilegium, in den Gärten und Feldern zu stehlen nach freiem Belieben; und wenn sie von der Herde weg ein Schaf, eine Ziege oder gar einen Ochsen holen und gemeinsam verschmausen, pflegt man ihnen noch gnädig durch die Finger zu sehen. Mit dem Fleisshessen hat es allerdings eine eigene Bewandnis, denn anfangs ist ihnen nur der Genuß der Eingeweide eines Tieres gestattet. Ferner erhalten sie von ältern



Kaffernweib knetet Brotteig.

Männern, die sie Tag und Nacht überwachen, derbe Hiebe. Können sie empfindliche Schmerzen ruhig und gelassen, ohne ein Wort der Klage und ohne auch nur eine Miene zu verziehen, ertragen, so wird ihnen allmählich auch der Genuß gewisser Fleischteile gestattet. Mancher dachte wohl zeitlebens daran, mit wie viel Hieben er sich damals den Genuß eines Ziegenfußes, eines Kalbstopses usw. hatte erkaufen müssen. Physische Abhärtung ist ein Hauptpunkt dieser Zeremonie; als Lagerstätte benützt man den nackten Fußboden — sogar die einfache Binsematte ist verpönt — und der Drill war in alter Zeit so streng, daß ihm mancher der jungen Burschen erlag. Krankheiten und sogar Sterbefälle waren da gar nichts Seltenes.

Während der Zeit ihrer Absonderung reiben die Jungen ihre Decken und sogar ihr Gesicht mit weißer Lehmerde ein, bemalen ihre Augenbrauen usw. und geben sich so ein Aussehen, das geradezu gespensterhaft zu nennen ist. Am Schlusse aber werden unter der

Aufsicht eines alten Mannes alle diese weiß bestrichenen Decken gesammelt und in einer eigenen Hütte verwahrt. Die Burjchen schmücken sich mit den Blättern der Dattelpalme und ziehen gruppenweise nach dem heimathlichen Kraal. Jede Hütte, die zur Ceremonie einen Knaben gestellt hatte, erhält einen ehrenden Besuch. Zuerst führen die Auserwählten ihre Reigentänze auf, und dann hält ihnen ihr Aufseher in langer, wohlgelegter Rede all die Verpflichtungen vor, die sie nun als junge Männer ihrem Chief und dem ganzen Stamme gegenüber zu erfüllen haben. Zum Schluß beschwört er sie, den überlieferten Gebräuchen ihrer Väter treu zu bleiben und zeitweilig einander beizusehen in guten und bösen Tagen.

Hierauf eilen die Jungen zum nächsten Bach, waschen die weiße Farbe ab, werfen alles, was sie während der Zeit ihrer Isolierung in Gebrauch gehabt, wie Decken, Bandagen usw. auf einen Haufen und zünden ihn an, damit ja kein feindlicher Zauberer irgend etwas davon erhasche. Gelänge ihm das, so könnte er ihnen unsägliches Unheil zufügen. Nun erhalten die Burjchen neue Decken und rennen damit eiligst von dem brennenden Haufen weg. Wehe dem, der umsieht! Es bedeutet einfach seinen Ruin. Es folgt noch eine Beisprenzung mit allerlei geheimnisvollen Säften und Kräutern, dann schlachtet man einen Ochsen und setzt sich zusammen zum lustigen fröhlichen Mahl. Zuerst essen die Jungen etwas von der Leber des Tieres, denn das gibt ihnen wunderbare Einsicht und Kraft, dann kommt ein kleines Stück aus der Stirnhaut des Ochsen, was ihnen für alle Lebenslagen Stärke und Ausdauer verleiht, es folgen noch einige Präzente seitens ihrer Freunde und Bekannten, und zuletzt werden die braven Burjchen, welche nun die lange, schwere Prüfungszeit glücklich überstanden haben, öffentlich als „Männer“ erklärt und anerkannt. Jetzt hat das Viehhüten ein Ende, sie brauchen sich nicht mehr vom Nächstenbesten kommandieren zu lassen, sondern können vielmehr überall selbst ein Wörtchen mitreden.

Früher, d. h. solange das Christentum und die europäische Kultur noch keine größeren Fortschritte im Lande gemacht hatte, war jeder, der diesen Ritus nicht durchgemacht hatte, unfähig, etwas zu erben; kein Mann gab ihm seine Tochter zur Heirat und kein Mädchen reichte ihm die Hand zum ehelichen Bunde; er wurde einfach als Kind betrachtet und darnach behandelt. Selbst heutzutage haben christliche Jungen, welche sich selbstverständlich um keinen Preis dieser heidnischen Ceremonie unterwerfen, seitens der älteren, heidnischen Männer oft mancherlei Spott und Berachtung zu ertragen.

Bei den Mädchen ist der Ritus sehr verschieden, je nach dem Stamm, dem sie angehören. So ziemlich allgemein gilt folgendes: Während der ganzen Zeit ihrer Absonderung darf kein Sonnenstrahl ihr Angesicht beleuchten; geschieht es dennoch, dann werden sich bald trotz ihrer Jugend zahllose, häßliche Runzeln einstellen. Ist so ein Mädchen im Freien, so hat sie sich im Busch zu verstecken und muß mit ängstlicher Sorgfalt alle Fußspfade vermeiden. Kommt sie zurück in den heimathlichen Kraal, so eilen ihre Freundinnen in den Viehkraal und wählen hier den schönsten Ochsen aus, um ihn zum Festschmaus zu bereiten. Jetzt kommen auch die Männer herbei und fangen bestürzt zu handeln und zu feilschen an, bis es ihnen gelingt, ein minderwertiges Tier zu substituieren. Dies wird dann geschlachtet, von allen Seiten strömt das Volk

herbei und man beginnt zu tanzen und zu singen, zu schmausen und zu trinken bis in die tiefe Nacht hinein. Begreiflich, daß die christlichen Missionäre alles aufbieten, solch' spezifisch heidnischen Gebräuchen für immer ein Ende zu machen.

### Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast,  
So danke Gott und sei zufrieden;  
Nicht allen auf dem Erdenrund  
Ist dieses hohe Glück beschieden.

Wenn du noch eine Mutter hast,  
So sollst du sie mit Liebe pflegen,  
Daß sie dereinst ihr müdes Haupt  
In Frieden kann zur Ruhe legen.

Sie lenkte deinen Kinderjinn,  
Sie wachte über deine Jugend,  
Der Mutter danke es allein,  
Wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Und hast du keine Mutter mehr,  
Und kannst du sie nicht mehr beglücken,  
So kannst du doch ihr süßes Grab  
Mit frischen Blumenkränzen schmücken.

### Einübung der fünf Vokale.

§ Unser Bild Seite 262 zeigt uns die fünf Vokale in mimischer Darstellung. Beginnen wir mit dem ersten Buben links. Hih! Hihhi — — ih! lacht der klitzige Knirps und es muß etwas recht Pfiffiges sein, worüber der kleine Spring-ins-Feld lacht, dem „i“ ist der Vokal des Pfiffigen, Spitzigen, Witzigen, Kniffigen, Listigen. „u“ ist der Vokal dumpfer, unbestimmter Geräusche wie brummeln, rumpeln, husten, pusten, knurren, hums! Daher auch des Grufelns, Entsetzens vor ungewissen Gefahren. Uuh! puh! rufen wir dann wohl aus, wie es der Knabe Nr. 2 in Stellung und Geberde tut. „e“ ist ein charakterloser Vokal, um kommt wohl daher, im Deutschen wenigstens, in fast allen unbetonten Silben vor, doch wird er auch hauptsächlich als Rufvokal gebraucht und zuweilen der Ruf durch „a“ abwechselnd verstärkt. Heh! Heba, Heh!, so sehen wir daher den Buben Nr. 3 rufen. „o“ ist der Vokal tiefen Eindruck machender Geräusche und tiefer Empfindungen, daher die Worte: tosen, toben, trommeln, tollern, rollen, donnern, poltern, und was Empfindungen anbelangt: schmolzen, grollen und der vielen Oh! Oh! in den Romanen. Aus einem solchen scheint auch der Bube Nr. 4 seine Pose herausstudiert zu haben. „a“ ist ein sehr bestimmter Vokal, der eine klare Ueberzeugung ausdrückt, daher die Worte klar, wahr, ja!, ferner meist plötzlich und bestimmt auftretender Geräusche wie rattern, knattern, knallen, schallen, hallen, plappern, rascheln, ferner markiert „a“ plötzlich aufdämmernde Ueberzeugungen, Urteile und Ueberraschungen und ebenso die siegesgewisse oder schadenfrohe Empfindung dabei. In solchen Fällen sagen wir ah! oder haha, so steht die Sache! oder pah, die Sache ist faul! oder aha, siehst du jetzt! Dieses letztgenannte Urteil wird jedenfalls vom letzten Knaben rechts abgegeben.

# St. Josephsgärtchen.

## Macht der Fürbitte des hl. Joseph.

(Fortsetzung.)

Die Verehrung des hl. Joseph ist nicht einem besonderen Lande, oder einer besonderen Klasse von Menschen eigentümlich, sondern sie ist allgemein, ähnlich wie die Verehrung der allerseligsten Jungfrau Maria. Ueberall in der ganzen Welt wird der hl. Joseph verehrt, und in allen Anliegen wendet man sich an ihn. Jeder, der seinen Herrn und Erlöser, Jesus Christus kennt — ich rede natürlich hier bloß von Katholiken, — der kennt und ehrt auch seinen glorreichen Pflegerater; und wer immer ihn zu seinem Patron und Beschützer ertoren, hat auch seine Macht bei Gott erfahren.

Das schönste Zeugnis hiefür legt die hl. Theresia ab, die selbst so oft die Macht der Fürbitte des hl. Joseph erfahren. Ihre vielzitierten Worte lauten: Ich kann mich nicht entsinnen, daß ich je etwas von Gott nicht erhalten hätte, wofür ich zuvor den hl. Joseph um seine Fürbitte angerufen hatte. Es ist wirklich wunderbar, welche Gnaden ich durch seine Vermittlung von Gott erhielt, und aus wie vielen Gefahren des Leibes und der Seele mich sein Dazwischentreten gerettet hat. Andern Heiligen scheint der Herr die Macht gegeben zu haben, uns nur in gewissen, besonderen Nöten beizustehen; der hl. Joseph aber kann uns, wie die Erfahrung lehrt, in allen Nöten helfen. Es scheint, der Herr will uns dadurch zu erkennen geben, daß er jetzt dem hl. Joseph auch im Himmel oben ebenso in allem zu Willen ist, wie er ihm einst auf Erden untertan gewesen. Das haben viele Seelen gefunden, denen ich angeraten hatte, sich dem hl. Joseph zu empfehlen. Die Gnaden, die sie von ihm empfingen, erfüllten sie mit Dankbarkeit und Verehrung. Ich möchte der ganzen Welt zurufen, sich doch diesem glorreichen Heiligen mit größtem Vertrauen zu empfehlen. Alle gläubigen Seelen, die ihm wirklich zugetan sind und die sich bemühen, ihn zu ehren und ihm zu danken, werden mit seiner Hilfe jeden Tag neue Fortschritte in der Tugend machen. So sehr hilft er allen, die sich unter seinen Schutz stellen.“

„Seit Jahren bitte ich ihn an seinem Feste um eine besondere Gnade, und meine Bitte wird jedesmal erfüllt. Ich habe auch schon bemerkt, daß, wenn die Gnade, um die ich flehte, mir nicht nützlich war, dieser treffliche Fürsprecher es verstand, sie so umzugestalten, daß sie meiner Seele doch zum größten Heile gereichte.“

„Sollte jemand an meinen Worten zweifeln, so bitte ich ihn um der Liebe Gottes willen inständig, es selbst zu versuchen; er wird dann bald erfahren, wie gut es ist, sich diesem mächtigen Patriarchen zu empfehlen und zu seinen ergebenen Dienern zu zählen. Was ich hier sage, gilt ganz besonders von jenen, welche die Betrachtung pflegen. Sie vor allem sollten sich mit der ganzen Kraft ihres Herzens an ihn, den besten Lehrer des geistigen Lebens, anschließen.“

So weit die hl. Theresia. Zum Beweise für ihre Worte könnten wir eine Menge von Beispielen anführen, sowohl aus ihrem eigenen Leben — von 16 ihrer mit vieler Mühe gegründeten Klöstern wählte

sie 13 dem hl. Joseph, — als auch aus dem Leben anderer frommer Personen, die ihn kindlich verehrten. Doch davon dann ein anderesmal.

## Aus dem Leben einer Gottesbraut.

Anna Katharina war im Kloster mit dem Bereiten der Hostien betraut. Es war ihr das ein so wichtiges, ja heiliges Gefühl, daß sie es nur mit größter Ehrfurcht und unter beständigem Gebet zu verrichten pflegte. Einmal lag sie zur Zeit, da frische Hostien gebacken werden sollten, schwer krank zu Bette und war über ihr Unvermögen, dieser Arbeit zu obliegen, sehr betrübt. Da flehte sie zu Gott um Hilfe, raffte sich mühsam auf, schlich sich in die Kirche, erneuerte vor dem hl. Sakrament ihr Gebet und flehte um so viel Kraft, die Hostien bereiten zu können. Bald fühlte sie sich ganz in Schweiß gebadet, aber doch stark genug, um die schweren eisernen Formen handhaben zu können. Allerdings war sie bei der Arbeit nicht allein; ihr heiliger Schutzengel half ihr. Kaum war sie vollendet, war sie wieder so krank als zuvor und konnte nur mit Mühe in ihre Zelle zurückgelangen.

Als Sakristanin hatte sie auch das Läuten zu besorgen. Sie sagt darüber: „Wenn ich die geweihte Glocke zog, hatte ich immer das beglückende Gefühl, als streue ich Segen aus und rufe mit lauter Stimme alle Menschen weit umher zum Lobe Gottes. Ich vereinigte mit jedem Ton der Glocke meine Seufzer und mein Gebet, daß er aus den Herzen aller, die ihn hörten, das Böse verschuchen und den Preis Gottes darin erwecken möge. Gar gern hätte ich noch viel länger geläutet, als ich durfte und es vorgeschrieben war.“

Und doch war ihr der wunden Hände wegen das Läuten gar beschwerlich. Wer erkennt nicht, daß die süße Andacht dieses unter so vielen Schmerzen die Glocke ziehenden Mönchens vor Gott eine Sühne werden sollte für das wüste Treiben jener Gottlosen, die mit infernaler Wut den Gebrauch geweihter Glocken verfolgen?

Ueber die Art ihres Mitleidens mit Kranken und Sterbenden machte sie einmal folgende Aeußerung: „Ich kann keinen ruhig sterbenden Menschen bemitleiden, auch kein geduldig leidendes Kind; denn das geduldige Leiden ist der beneidenswerteste Zustand des Menschen im Leibe der Sünde. Sehr selten ist unser Mitleid ganz rein, oft mischt sich Weichlichkeit, eigene Scheu vor Leiden und gekränktes Wohlgefühl mit hinein. Nur das Mitleid unseres Herrn mit den Menschen war ein reines, und kein menschliches ist rein, das sich nicht mit dem Mitleiden Jesu vereinigt. Ich habe nur Mitleiden mit den Sündern, mit den Verblendeten, mit den in Verzweiflung Verlassenen. Und ach, auch mit mir selbst habe ich leider oft viel zu viel Mitleid.“

Einmal kam eine arme Frau ganz schreckensbleich zu mir und bat um Hilfe. Sie hatte einen sehr kranken Finger, und auch der Arm war stark geschwollen und schon ganz schwarz, und der Arzt hatte ihr gedroht, den Finger abnehmen zu müssen. Ich betete für sie, und es kam mir gleich das rechte Mittel in den Sinn.

Ich nahm mit Erlaubnis der würdigen Mutter Salbei und Myrrhen und Muttergotteskraut und kochte es im Wasser mit ein wenig Wein. Dann tat ich noch etwas Weihwasser hinzu und machte der Frau einen Umschlag daraus um den Arm. Gott muß es mir selbst eingegeben haben, denn am andern Morgen war der Arm schon ganz dünn; den Finger aber, der noch sehr krank war, ließ ich sie in heiße Aschenlauge und Del tauchen, da ging er auf und ich zog ihr einen großen Dorn heraus. Bald war die Frau ganz genesen.  
(Fortsetzung folgt.)

### Von Pavianen geraubt. (Schluß.)

In der dritten Nacht, die auf das Begräbnis Stellas folgte, konnte ich nicht schlafen. Ich stand auf, kleidete mich an und ging ins Freie. Der Mond schien hell und bei seinem milden Scheine lenkte ich meine Schritte unwillkürlich nach dem Gottesacker.

In tiefe Gedanken versunken ging ich einher, und als ich näher kam, war es mir, als höre ich jenseits der Mauer klagende Laute. Ich blickte hinüber und sah nun Hendrika auf dem Grabe Stellas sitzen. Mit beiden Händen riß sie Rasen aus, als wollte sie die Tote eigenhändig wieder ausgraben. Ihr Gesicht war blaß und hager, die ganze Gestalt verhärtet und abgezehrt. — Plötzlich schaute sie auf und erkannte mich! Sie stieß ein entsetzliches, wahnsinniges Lachen aus, griff sodann mit der Rechten nach dem Gürtel und zog ihr großes Messer heraus. Ich glaubte, sie wolle mich angreifen und wußte nicht, wie ich mich verteidigen sollte, denn ich war ohne jegliche Waffe. Es sollte aber anders kommen, denn plötzlich erhob sie das Messer, ließ es einen Moment im Mondlicht blitzen und stieß es sich sodann mit aller Gewalt in die eigene Brust! — Lautlos fiel sie der Länge nach auf dem Grabe nieder. —

Im Nu sprang ich über die Mauer und rannte zu ihr hin. Sie war noch nicht tot, richtete sich vielmehr an dem Kreuz, das ich auf Stellas Grabhügel angebracht hatte, in sitzende Stellung auf. Ihr ganzes Aeußeres war mit einem Schläge total verändert; ich sah sofort, daß der Wahnsinn geschwunden war, denn ihre Augen waren sanft und milde.

„Makumasan“, sprach sie mit schwacher, gebrochener Stimme, doch in auffallend gutem Englisch und ohne die störenden Klischee, die sie früher dazwischen zu werfen pflegte, „Makumasan, jetzt besinne ich mich! Es wird wieder hell in mir; ach, zuvor war es so finster und nacht! Ich glaube, ich hatte den Verstand verloren und war ganz toll. . . . Siehe, wie das wilde, schwarze Blut aus meiner Wunde quillt! Laß es ruhig fließen, denn so wird mir leichter. . . . Makumasan, sag' mir, ist Stella wirklich tot?“

„Ja, Hendrika, sie ist tot; und du selbst bist es, die sie gemordet!“ —

„O“, stöhnte das sterbende Weib, „Stella, du weißt es, wie maßlos ich dich geliebt. Und wie? Ich, ich selbst habe dich ermordet? — Ja, ja, ich weiß es jetzt, ich wurde wieder wie ein wildes Tier. Ich hob dich auf und trug dich in meine Höhle da droben auf dem Berge. Ach, ich tat's aus Liebe, aus maßloser, wahnsinniger Liebe! Und jetzt bist du tot! — O, Makumasan, noch ist Leben in mir; schlag' mich vollends tot! Komm her, quäle mich, und soltere mich zu Tode, aber langsam, langsam, damit ich möglichst große Schmerzen dulde! . . . . Es war die Eifersucht,

sie machte mich toll! — Ich habe Stella gemordet, und sie kann mir nicht mehr vergeben, denn sie ist tot! O Stella, Stella, sieh, hier auf deinem Grabeshügel fließt mein Blut. — Willig gebe ich es hin bis zum letzten Tropfen. Es stieße zur Sühne für all' meine Schuld! . . . Verzeih' mir, Stella, verzeih' mir! — O, würde es doch hinabrinnen bis zu dir, hinab in's kühle Grab, und mir dort das eine süße Wort „Verzeihung“ erwirken!“ —

„Hendrika“, mahnte ich das trostlose Weib, „an Gott sollst du denken, und ihn mußt du um Verzeihung anrufen. Du hast hier den christlichen Glauben kennen gelernt und weißt, daß man sein Herz an kein Geschöpf hängen darf, und sei es noch so gut und edel. Darum denk' an Gott! Bald wirst du vor seinem Richterstuhl stehen. Hendrika, tue Buße, Buße, denn es lastet auf deiner Seele ein drei- bis vierfacher Mord! Du hast einst mich ermorden wollen und Indabasimbi, du hast Stella ins frühe Grab gebracht und hast soeben den Mordstahl in die eigene Brust gestoßen. Bereue deine Verbrechen, und benütze die kurze Zeit!“ —

„Makumasan, du sprichst harte Worte. . . . Ja, so sind die herzlosen Kinder der Welt, die sonst so feinen, zivilisierten Leute. Zuerst legen sie einem täuschende Fallstricke, und ist man verwickelt im Netz, dann sitzen sie zu Gericht mit selbstgerechter, schadenfroher Miene und fällen ein Urteil ohne Gnade und Erbarmen. . . . Ach, wie herzlos haben sie auch mich hinausgestoßen zu den wilden Tieren! — Makumasan, du sagst, ich hätte einen drei- bis vierfachen Mord auf mir. Urteile billig und sag', trifft mich die volle, die ganze Schuld? Ich handelte als Paviankind in blinder, maßloser Liebe, ich tat's im Wahnsinn und tiefer geistiger Unnachtung. Erst jetzt, da meine Seele mehr und mehr vom Leibe sich löst, wird es wieder hell in mir. Weshalb verdammest du mich, als wäre ich bei vollem Verstand gewesen? . . .

Du mahnest mich zur Buße. Für dich ein leichtes Wort; doch sag' mir, war all' das, was ich mein ganzes Leben hindurch gelitten, keine Sühne, keine Buße? Obgleich von menschlichen Eltern geboren wie du, ward ich als Kind von Pavianen geraubt; bei ihnen verkümmerte und verwilderte meine Natur, sodas mich auch später noch, nachdem ich längst unter zivilisierten Menschen weilte, jeder Kasser ungestraft ein „Pavianweib“ schimpfen durfte. . . . Und war das, was ich seit einem Jahre droben in meiner Höhle unter wilden Tieren im Wahnsinn gelitten, keine Buße? Und hältst du das Blut, das jetzt aus grauer Wunde niederrinnt auf Stellas Grab, und die Schmerzen, die ich nun willig leide, für nichts, für gar kein jühnend Werk? . . . .

Makumasan, du sagst, ich soll an Gott denken und mit dem Himmel meine Rechnung schließen; ich tue es, tu' es ohne allzu große Furcht. Menschenurteile sind meist voll Leidenschaft und darum ungerrecht und blind. Gott allein ist gerecht, denn er weiß alles; und seine Werke sind voll Liebe und Erbarmen. . . . Wie steht doch geschrieben in dem schönen Buch? „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. So hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch sind meine Gerichte über eure Gerichte!“ —

Mein Blut geht zur Neige; ich fühle, wie das Leben entweicht. . . . Schwäche und Todesschlaf senkt sich auf meine Augenlider, und es wird Nacht. . . .

Stella, auf deinem Grabe hauche ich meine Seele aus, auch im Tode noch will ich Wache bei dir halten. ... Stella, sei du mein „Stern“ in der kommenden dunklen Nacht! — Und du Nkulunkulu (Großer-Großer), der du thronest über dem Sternenhimmel, sei du mir in ferner Zukunft, nachdem alles Leid geendet und jeder Wechsel vorbei, meine Sonne auf ewig!“ — —

gnädigen Richter gefunden. — Nachdem ich mich von meinem Schrecken einigermaßen erholt hatte, wollte ich Indabasimbi und andere Eingeborene holen, um Hendrika zu begraben, tat es aber schließlich nicht. Sie hatten Hendrikas letzte Worte nicht gehört, hätten sie wahrscheinlich auch gar nicht verstanden, und ich mußte fürchten, sie möchten sich in ihrem blinden Haß sogar an ihrer Leiche noch vergreifen, sie zerstückerl



Mutterglück.

„Amen, Amen!“ rief ich im höchsten Grade erschüttert aus und betrachtete mit Staunen und Ehrfurcht die irdische Hülle Hendrikas, die nun langsam am Grabeshügel nieder sank. Welch' eine große, herrliche Seele hatte dieses wunderbare Geschöpf! Und ich hatte sie so ganz un- ... miß- ... Mensch- urteil, wie blind und trügerisch bist du! — —

Hendrika war tot. Ich hatte ihr alles, alles verziehen, und bin überzeugt, daß sie auch an Gott einen

und den Nasgeiern zum Fraße vorwerfen. Deshalb holte ich selber aus dem Kraale Pickel und Schaufel, machte ein tiefes Grab und senkte Hendrika, die im Tode viel schöner und lieblicher aussah, als im Leben, hinein. Da ruht sie nun neben Stella, die sie so maßlos geliebt, und harret mit ihr einer seligen Auferstehung. — —

Eine Woche nach Hendrikas Tod verließ ich die Bathan-Kraals. Mir war der Platz jetzt doppelt ver-

haft; er schien mir eine vom Unglück verfolgte Stätte zu sein. Ich sandte zu Indabasimbi und ließ ihm melden, daß ich fortginge. Er kam und sagte: „Es ist gut so; der Ort hat seinen Zweck erfüllt. Du hast hier die Freude gefunden, die dir bestimmt war, und hast die Dinge erduldet, die zu leiden dir von oben be-

stimmt war.“ Ich fragte ihn, ob er mit mir ginge? „Nein“, war seine Antwort, „unsere Pfade sind fortan getrennt, Makimajan. Es geht jeder seinen eigenen Weg. Du hast noch viele Jahre vor dir, meine Jahre sind wenige. Wenn wir jetzt Abschied nehmen, so ist es für diese Welt zum letztenmal; möglich, daß wir

uns in der anderen wieder begegnen!“

Ich reiste ab, ließ Indabasimbi zur Aufsicht des Ortes zurück, schenkte ihm die Hälfte von meinem Vieh und sonstige Dinge, die er gut brauchen konnte. Tota nahm ich natürlich mit mir; sie hatte inzwischen den Schlag gut überwunden, nur war sie etwas stiller und ernster geworden. Für meinen kleinen Heinrich aber, der ein schönes kräftiges Kind war, gewann ich eine ehrfame Kaffernfrau als Amme und Wärterin.

Bei meinem Scheiden aus den Babyankraals begleitete mich das ganze Volk eine gute Strecke weit und nahm dann rührenden Abschied. Mein Weg nach Natal ging dem Wüstenfaume entlang, und in der ersten Nacht spannte ich unter demselben Baume aus, unter dem mich vor elf Monaten Stella halb verschmachtet gefunden. Ich schlief nicht viel in jener Nacht, denn alle Ereignisse des letzten Jahres zogen wieder an meinem Geistesauge vorüber. Wie viel Lieb' und Leid hatte ich doch in dieser Zeit erfahren! Ach, ich war mit Stella so glücklich gewesen; doch unser Glück war zu groß, um hienieden lange dauern zu können. —

Von meiner Reise nach Natal ist wenig zu sagen. Wohl erlebte ich mancherlei Abenteuer, doch sie waren alltäglicher Art, und zuletzt kamen wir wohlbehalten in Darban an. Sowohl Tota als Heinrich hatten



Eine Bananentraube.

1906 brachte Mariannhill eine solche auf die Garten-Ausstellung nach Pinetown im Gewichte von 78 Pfund, welche den ersten Preis erhielt. Die Banane ist die mehreichste und nahrhafteste unter den vielen Fruchtarten in Natal.

die weite Reise gut überstanden. Hier will ich gleich Totas ferneres Geschick erzählen. Ein Jahr blieb sie noch unter meiner Obhut, dann wurde sie von einer Dame, der Frau eines englischen Offiziers, der am Kap stationiert war, adoptiert. Später kam sie nach England, wo sie einen Beamten in Norfolk heiratete. Ich habe sie nicht mehr gesehen, doch schreiben wir uns wiederholt. Als ich später nach England kam, war sie schon tot. All das trug sich vor vielen Jahren zu; ich war damals noch jung, und jetzt bin ich ein Greis mit schneeweißen Haaren.

Nur einmal in meinem Leben habe ich die Babyan-Kraals wieder besucht. Es war ungefähr 15 Jahre nach Stellas Tod, und ich unternahm damals eine Expedition nach Sambesi. Damals spannte ich am Eingange des mir so wohl bekannten Tales, unter dem Schatten des großen Babyan-Beak aus. Gegen Abend bestieg ich mein Pferd und ritt ganz allein das Tal hinauf. Schon auf dem Wege ahnte mir nichts Gutes: alle Pfade waren mit wildem Gras überwachsen und mit Ausnahme der Wasserfälle war alles still wie der Tod. Die Kaffernhütten links und rechts waren verschmunden, die alten Maisfelder vom Unkraut überwuchert. Bald war ich an Ort und Stelle. Da fand ich in mannshohem Gras die Reste der niedergebrannten Hütten und zwischen ihnen bleichten die Gebeine ihrer ehemaligen Bewohner. Nun war mir alles klar! Die einst so blühende Ansiedlung war von einem rohen, übermächtigen Feind überfallen und die friedlichen Bewohner unbarmerherzig niedergestochen worden. Die Ahnungen der armen Leute hatten sich also leider erfüllt!

Ich ging die einzelnen Terrassen hinauf. Dort leuchteten die Dächer der Marmorkraale noch. Sie hatten dem Feuer und jeder menschlichen Gewalt getrotzt. Ich trat in eine derselben hinein — es war einst mein Schlafzimmer gewesen — und zündete eine Kerze an, die ich bei mir hatte. Das Innere war geplündert; überall lagen Blätter aus den Büchern und Trümmer der mir so wohl bekannten Möbel umher. — Da entgieng ich mich, daß hier eine geheime Stelle war, wo Stella ihre kleinen Schätze zu verwahren pflegte. Ich ging zu dem Stein und hob ihn auf. Ich fand ein mächtig großes Paket, und in demselben das Brautkleid meiner Frau! In der Mitte lag der welcke Zweig und die Blüten, die sie damals getragen. Ein zusammen gefaltetes Stück Papier enthielt eine Haarlocke von mir. Ich hatte damals beim Fortziehen nach dem Kleide gesucht, ohne es finden zu können. An das geheime Fach hatte ich in der Eile nicht gedacht.

Das Kleid mit mir nehmend verließ ich den Marmoraal für immer, band mein Pferd an einen Baum und ging dem Gottesacker zu. Da war er; auch hier wuchs massenhaftes Unkraut, doch über Stellas Grab erhob sich zu meiner Verwunderung ein Orangenbaum, der wie in väterlicher Liebe auch das Grab ihres Vaters und das Hendrikas überschattete und in förmlichen Schauern seine Blütenblätter darauf niederfannte. Aus Hendrikas Grab wand sich wilder Efeu in mächtigen Ranken um den Orangenbaum.

Ach wer beschreibt die Gedanken und Gefühle, die an diesen drei Gräbern so mächtig mich beführten! Wie lang ich dort geessen, geträumt und geweint, ich weiß es nicht. Endlich verließ ich meine Leuren in ihrem langen, erstickten Schlaf und suchte den Fleck auf, wo mir Stella zum erstenmal ihre

Liebe gestanden. Der Orangenbaum war nicht mehr; überall war wüstes, undurchdringliches Gebüsch. Viele der Bäume waren verdorrt, andere von Schlinggewächsen erstickt, einige aber blühten noch. Dort stand der eine, unter dem wir damals gewohnt, da war der Felsblock, auf dem wir geruht, als Stella zum erstenmale ihre Hand in die meinige gelegt. Wo war sie jetzt? Ich blickte zum Himmel auf und bewunderte die zahllosen Sterne, die dort oben funkelten, und zuletzt heftete mein Blick am schönsten Sternbild der südlichen Hemisphäre, am „Kreuz“.

„In cruce salus, im Kreuze ist Heil“, flüsterte es durch den Orangenbaum, und dazwischen funkelten die Sterne. Ich stand auf, warf einen letzten Blick auf die vom matten Mondlicht beschienenen Gräber meiner Lieben, und eilte dann fort. Von Norden grüßte der unheimliche Babyan-Beak, im Ohr widerhallte die melancholische Musik der acht Wasserfälle, im Herzen aber trug ich den Schmerz, die Hoffnung und die Liebe. — —

## Wandern und Stillestehen.

(Fortsetzung.) Von Br. Tiburtius.

Marianhill. — Zuckerrohr wurde in Natal schon vor der Ankunft der jetzigen weißen Bevölkerung gepflanzt. Man fand es namentlich in der Nähe der Wohnungen großer Chiefs. Die Kaffern nannten es „Umoba“, mit welchem Namen sie auch heutzutage jede Art von Zuckerrohr belegen; und einige Naturforscher wollen das jetzige „Green Natal“ von jener ersten einheimischen Sorte abstammen lassen.

Im Jahre 1850 — sieben Jahre zuvor (1843) wurde Natal als englische Kolonie proklamiert — schrieb Horden in seiner „History of Natal“: „Zucker beginnt die Aufmerksamkeit der neuen Ansiedler mächtig auf sich zu ziehen. Ein Kolonist hat bereits eine Pflanzung von zwei Acres angelegt, ich selbst mache die ersten Versuche mit Zuckerrohrpflanzen, die ich von der Insel Bourbon bekommen habe.“ . . . Von einem andern Historiker, Mr. Don, erfahren wir: Die Compensation-Plantation begann ihr Werk im Jahre 1849. Zwei Jahre darauf konnte sie von ihrer Zuckerpflanzung die ersten Produkte liefern. Die Einrichtung war äußerst primitiv: zum Queischen des Rohres verwendete man zwei aus einem alten Mastbaum fabrizierte Walzen, und der dabei gewonnene Saft wurde in den gewöhnlichen dreifüßigen Kaffernkesseln, von denen jeder etwa drei Gallonen faßt, gekocht. Das war der erste Natal-Zucker; sein Geburtsjahr ist, wie soeben angedeutet, 1851.

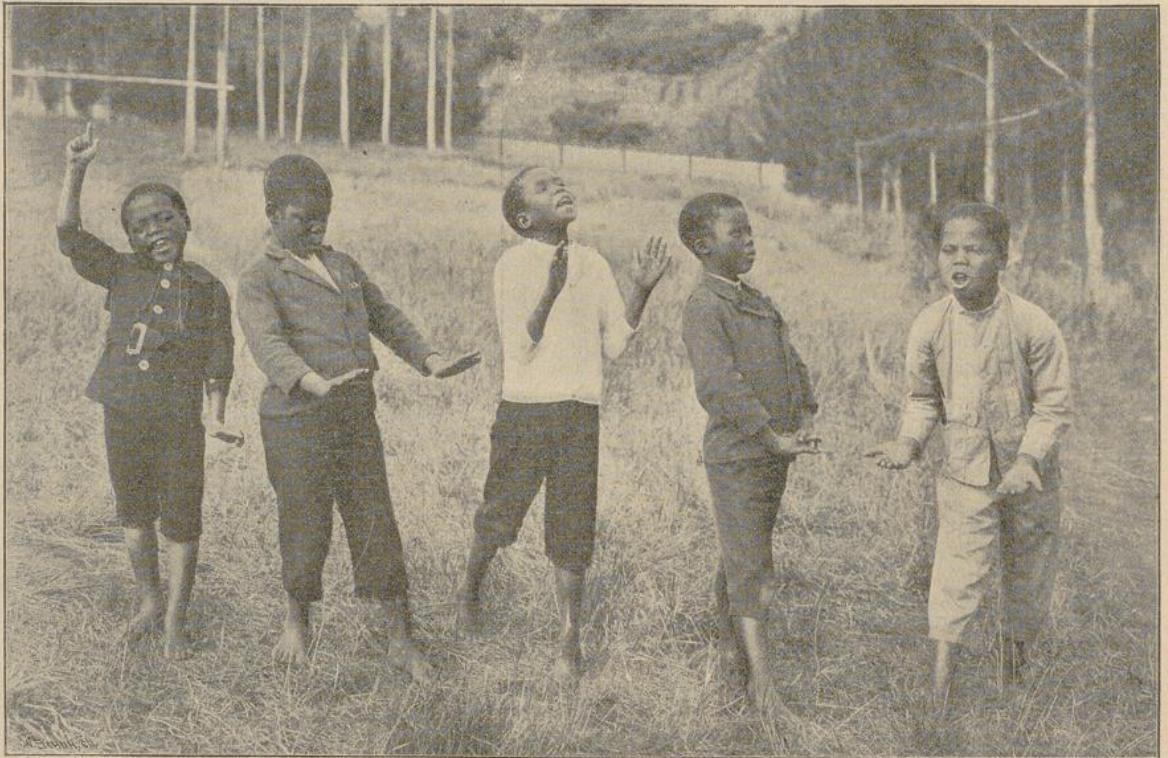
Von da an nahm die Zuckerpflanzung einen raschen Aufschwung. Bald wurden verschiedene Sorten von Zuckerrohr gepflanzt, und schon im Jahre 1858 finden wir im bloßen Durban-District 12 Zuckermühlen mit einer Anpflanzung von 1490 Acres. Waren die ersten Mühlen auch noch mangelhaft, mit der Zeit folgte eine Verbesserung auf die andere, und im Jahre 1856 wurde schon die erste Dampfmühle in Betrieb gesetzt.

Auf der andern Seite waren aber auch der Schwierigkeiten und Hindernisse, die sich den genannten Versuchen entgegensetzten, nicht wenige. Die Zuckerpflanzen, die anfangs nur in der Ebene oder den Flußufer entlang angelegt wurden, litten stellenweise schwer, teils von der in den Wintermonaten einfallenden Kälte, teils vom Hochwasser im Sommer. So stieg z. B. im Jahre 1856 der Wasserstand des Umgeni um volle

28 Fuß, der Fluß überschritt seine Ufer, überschwemmte und beschädigte die umliegenden Pflanzungen, und die Mühle selbst wurde fast gänzlich demoliert. Der größte Uebelstand aber war, daß die Ansiedler in der Zuckerbereitung noch Neulinge und Anfänger waren, denen jede Erfahrung und alle Praxis fehlte. Dazu kam noch die Armut des Landes in finanzieller Beziehung. Wollte man bares Geld borgen, so war man ausschließlich auf die Bank angewiesen, und diese berechnete Zinsen zu 12 und 14 Prozent. Ein nicht geringer Uebelstand war auch der Mangel an Arbeitskräften. Der Kaffern jener Tage war noch viel zu sehr an die Sitten und Gebräuche seiner Väter, an Krieg, Jagd und süßes Nichtstun gewöhnt. Er arbeitete nur, wenn ihn die Not dazu trieb, und kehrte,

George Grey her, welcher 1855 die Kolonie zum erstenmale besuchte, und ein zweitesmal mit Prinz Alfred im Jahre 1860.

Die erste derartige Mühle wurde 1860 am Umvoti-flusse errichtet, und stand einige Jahre, bis die Schwarzen gehörig in die Arbeit eingeweiht waren, unter weißer Aufsicht. Trotzdem hatte sie bis 1870 nur verhältnismäßig geringen Erfolg. Im Jahre 1872 produzierte sie 150 Tonnen Zucker, der auf einem 300 Acres großen Felde von 47 Kaffern gewonnen wurde. Die Mühle steht noch; 1893 war sie in den Händen von 2 bis 3 Kaffern, welche der Regierung eine jährliche Rente von: sage und schreibe einem Schilling entrichteten (!) Seitdem ist sie geschlossen. Die zweite wurde 1865 auf Anregung von Missionären



Einübung der fünf Vokale.

sobald er sich etwas Geld verdient hatte, wieder in seinen heidnischen Kraal zurück. Damit war aber dem Fabrikherrn nicht gedient, er war vielmehr auf ständige Arbeitskräfte angewiesen. Was tun? Mit Zwang war da nichts zu wollen, und hohe Löhne rentierten sich nicht, hätten beim Kaffern auch wenig genützt. Da griff die Regierung ein und berief im Jahre 1860 von Indien her die ersten Kulis. Im Jahre 1866 allein wurden 5600 Männer und Weiber importiert, und seitdem haben sich die Kulis in Natal so vermehrt, daß ihre Zahl schon auf mehr als 100 000 angewachsen ist.

Die Regierung wollte aber auch den einheimischen Kaffern zu größerer Tätigkeit animieren. Um ihn ebenfalls fürs industrielle Leben heranzubilden, beschloß man, den Kaffern eine eigene Zuckermühle zu übergeben, in der sie für sich, unabhängig vom „weißen Mann“, arbeiten könnten. Die Idee rührt von Sir

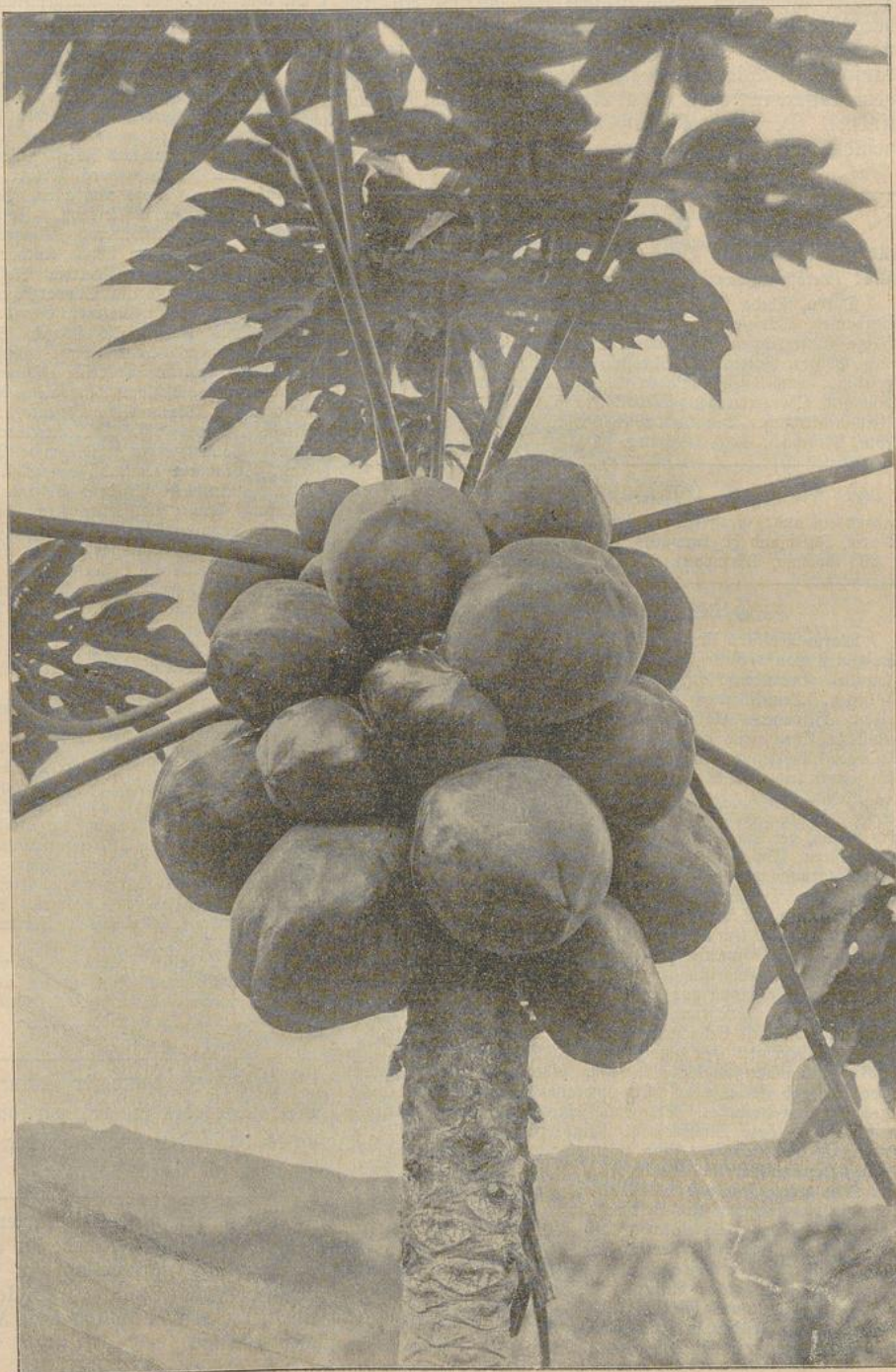
errichtet. Sie kostete 700 Pfund Sterling (14 000 Mark) und gehörte der amerikanischen Missionsstation Amanzimtoti. Ihr „Biograph“ schreibt: „Es war die erste und einzige Dampfmühle, die Kaffern ihr eigen nannten und selber leiteten. Im Jahre 1867 fandte sie Zucker zur Pariser Weltausstellung. Sie fristete jedoch nur 7 bis 8 Jahre lang ein kümmerliches Leben und starb dann eines natürlichen Todes.“

Im großen ganzen aber muß man sagen, daß die Zuckerindustrie Natal's trotz der anfänglichen Schwierigkeiten sich im Laufe der Jahre immer mehr hob. Schon im Jahre 1869 waren 15 892 Acres mit Zuckerrohr bepflanzt, und als 1870 die Diamantfelder von Kimberley eröffnet wurden, bekam die an sich frisch aufblühende Industrie neuen Impuls. Fremde Besitzer von Zuckerplantagen sahen in Natal ein neues, ergiebiges Feld. Speziell von der Insel Mauritius kamen Leute mit vieljähriger Erfahrung

in diesem Industriezweig zu uns herüber, bauten bei Mount Edgcombe eine große Zuckerröhrenfabrik und statteten sie mit den neuesten Maschinen aus. Diese Fabrik allein konnte täglich 20 Tonnen Zucker produzieren. Anfangs mußten alle Frachten mit Ochsenfuhrwerk befördert werden, später kam die Bahn, und auch das trug zur Hebung und Erweiterung dieses Gewerbezweiges bei.

Es wurden im Laufe der Jahre verschiedene Sorten von Zuckerröhren eingeführt und gepflanzt, allein sie mußten zuletzt alle mehr oder weniger dem unter dem Namen Uba-Cane bekannten Rohre Platz machen. Zuckerröhren wächst, falls es die nötigen Nahrungstoffe vorfindet, in jedem Boden. Eine mühsame Präparierung des Erdreichs vor der Umpflanzung wird nicht erfordert. Man zieht einfach Furchen in einer Entfernung von 5 bis 6 Fuß, legt das reife Zuckerröhren hinein und deckt es mit zwei Zoll Erde zu. Am besten pflanzt man im Frühjahr. Nach 20 bis 24 Monaten ist es reif zur Ernte. Gewöhnlich kann man ein Feld fünfmal abernten, bis es wieder neu angepflanzt werden muß. Die Ernte ist einfach: Das Zuckerröhren wird mit einem aus bestem Stahleigens konstruierten Messer abgehauen, von den Blättern und Nebenschößlingen gereinigt und mittels Rollwagen auf Schienengeleisen zur Mühle befördert. Hier wird es durch einen Elevator in ein Walzwerk geschafft, wo aller Saft aus dem Rohre gepreßt wird. (Eigentlich besteht die Maschine aus zwei Walzwerken, wovon jedes drei große Stahlwalzen enthält.) Der so gewonnene Saft wird nun verschiedenen Prozessen und Manipulationen unterworfen, mit Schwefel und Kalk gemischt, filtriert, erhitzt u. s. w., bis er zuletzt auf die Zentri-

fugale kommt, welche den Zucker ausscheidet. Der erste Zucker, den die Zentrifugale liefert, kann sofort auf den Markt und in den Handel gebracht werden, während die vier andern Sorten, die man noch erhält, vorerst in die Zucker-Raffinerie wandern müssen. Zur Heizung der Maschinen in diesen Fabriken benützt man in der Regel das trockene, ausgepreßte Zuckerröhren. Um eine Tonne Zucker zu erzeugen, braucht man 12



Paw-Paw-Früchte, jede bis zu 10 Pfund schwer.

Früchte saftig, süß und durstlöschend, ein glänzendes Beispiel des üppigen, tropischen Pflanzenvuchses.

bis 20 Tonnen Zuckerrohr, je nach Beschaffenheit des Rohres und der Maschinen. Gegenwärtig werden im Jahr durchschnittlich 40 000 Tonnen Zucker in Natal produziert, und ist dieser Industriezweig noch immer im Wachstum begriffen.

Die letzten Ueberbleibsel vom Zuckerrohrfaß werden von den Kaffern sehr gerne gekauft. Aus weiter Ferne kommen sie oft daher, um mit Flaschenkürbissen und leeren Petroleumskannen auf dem Kopf den süßen „Tiliki“ zu holen. Sie brauen sich daraus ein sehr berauschendes Getränk, von ihnen „isijemiane“ genannt; tun es aber heimlich, denn es ist seiner berauschenden Wirkung wegen gesetzlich verboten. Wehe dem Kaffer, in dessen Kraal ein Polizist das isijemiane findet! Der Frevel muß mit schweren Geldstrafen gesühnt werden.

(Fortsetzung folgt.)

### Antoniusprot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Beröffentlichung war versprochen)

Bären, Ahebe, Ehrenbreitstein, Rheine, Osterfeld, Remerschen, Benhausen, Wärselen, Rehligen, Düsseldorf, Essen, Bonn, Busch, Beeze, Gelsenkirchen, Saalhausen, Eicherheid, Büchenau, Kammerberg, Börger, Rottenburg, Aliesstapel, Wiesbach, Motten, Büchenau, Peiting, Gmudelsheim, Baden-Baden, Gehnfirchen, Lechhausen, München, Oberammergau, Diepoltzkirchen, Wiesmühl, Rumersheim, Klein-Rederthigen, Brooklyn, Witten, Borden, Labbed, Kaltenengers, Köln, Medebach, Goch, Warburg.

### Dankfagungen

gingen ein aus: Großenbach, Büchenau, (Gaubüttelbrunn: Jesus, Maria, Josef und hl. Antonius für Erhörnung), Brooklyn, Münster i. W., Bochum, Dürsuppen, Jägerndorf.

### Gebets-Empfehlungen.

Maria-Knecht: Um ehelichen Hausfrieden. Um Kindersegen. Um guten Hausverkauf. Um Zufriedenheit und Gesundheit in der Familie. Brennberg: ein besonderes Anliegen. Thalhof: zwei bel. Anliegen. Trunksüchtiger Mann. Jüngling mit schwerem Seelenleiden. Besonderes Anliegen. Eine schwermütige Tochter. Eine gemischte Ehe. Ein gewisses Anliegen. Geistliche und leibliche Anliegen Befreiung von Schwermut und von schwerer Bedrängnis. Ein schwer leidender Mann. Ein kranker Priester. Um die Gnade des Klosterberufes. Heilung von Ohrenleiden. Ein Fluher. Eine schwer leidende Odenschwester. Um gute Stelle Heimliches Leiden. Ein Mann, der lange nicht mehr gebedet. Um Frieden zwischen Geschwistern. Ein kranker Vater. Nervenschwaches Mädchen. Eigene Geschäftsgründung. Erkenntnis des Berufes. Fußleiden. Glück. Entbindung. Ein Student um gutes Examen. Ein Schwerkranker um Besehrung. Sehr drückendes Familien-Anliegen. Befreiung von selbstverschuldetem Leiden Glück. Verkauf. Um recht würdigen Empfang der Sacramente. Für eine Mutter um glückselige Sterbstunde. Guten Geschäftsgang. Frieden in der Familie. Gute Diensthöten. Befreiung von langjährigem Leiden Glück. Ausgang eines Prozesses. Besehrung einer Frau. Um guten Geschäftsgang. Guten Hausverkauf. Erleichterung schwerer Sorgen. Gutes Exam u. Segen im Geschäft. Ein junger Priester. Mehrere Anliegen. Um glückl. Entbindung Glück. Ausgang eines Prozesses. Schwere körperliche und Seelenleiden. Um Abwendung schwerer Bedrängnis, eines schweren Verlustes. Besehrung eines Mannes und Frieden in der Ehe. Gute Standeswahl Ein leichtsinziger Vater. Um Erkenntnis des Berufes. Zwei wichtige Anliegen. Augenleidende Frau. Kranker Priester (Beichtvater). Ein trunksüchtiger Mann. Ein Sohn um Befestigung im Glauben und um Friede im Haus Um gute Berufswahl. Um Befreiung von Hindernissen beim Eintritt ins Kloster. Für einen in der Fremde weilenden Bruder Um glückl. Ehe und guten Verlauf eines Anliegens. Für Besehrung eines Sünders. Für Gesundheit und Glück in der Familie. Ein Dienstmädchen in vielen Anliegen. Eine leichtsinnige Schwester. Eine Person um gutes Geschäft. Fußleidende. Besehrung eines Sünders. Um Frieden in der Familie. Ein Trunksüchtiger. Eifer für einen Seelsorger in Spendung der hl. Sacramente. Um die völlige


Gesundheit einer franken Familien-Mutter. Für eine schwergeprüfte Frau. Um in einer wichtigen Sache Hilfe und Erleichterung von der göttlichen Vorsehung zu erlangen. Für ein aufgeregtes Ehepaar und für ein laues, bequemes Ehepaar. Ein ungeratener Sohn. Um Besehrung eines Trunksüchtigen. Wiedererlangung der Gesundheit. Bewahrung der Unschuld. Frieden in der Familie. Ein auf Abwege geratener Sohn. Verschiedene Anliegen mehrerer Wohltäter. Schwere Anliegen einer Mutter. Schwere Seelenleiden. Um gute Stellung. Guten Geschäftsgang. Guten Ausgang eines Prozesses. Kindersegen. Gute Standeswahl. Eine kranke Frau.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Bergzweimicht.

### Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Maria Therent und Josef Miller, Feldbach. Ignaz Neuhöfer, Thansletten. Joh. Georg Greber, Schoppennau. Anna Cox, Echtenfeldern. Alois Ambanen, Beckenried. Frau Mutter Sr. Vater Aloisia in Notkerslegg. Jakob Lorenz Seiler, Dietikon. Barbara Weibel, Affoltern. Elisabeth Rettiger, Tann bei Brüttis. Johann Baumgartner, Wyl. Katharina Gschwind, Bözila Gains und Luise Gottswiller, Thervil. Josef Gallati, Sachseln. Emilie Senti, Flum. Bözila Schwarzbauer, Fernis. Jurji Sapajme, Kirchheim. Johann Plattner, Stans. Johann Reisinger, Pöschelsdorf. Schw. Admirabilis Hönjch, Schw. Salome Würzinger und Schw. Ammelia Gänger, Linz. Michael Gschweil, Weiz. Alois Rath, Altenmatt. Theresia Gölpoitner, Linz. Maria Schöllhammer, Leopoldschlag. Magdalena Außendorfer, Reichach. Franz Schneeweis, Wien. Anna Fejento, Klagenfurt. Aloisia Größler, Zumborf. Kunig. Reubel, Wimmelbach. Maria Schmid, Freiburg. Maria Paul, Babern. Adelgunde Priesken, St. Hubert. Frau Jolt, Westmuen. Konrad Faust, Kofina Verneisen und Wwe. Peter Briden, Nienterl. Friedrich Selzmann, Bären. Frau Felbmann, Menden. Franz Wulf, Wfktotten. Andreas Kaulhase, Jasselweiler. Theresie Schmitz, Dipe i. W. Peter J. Brochhausen, Köln. Gochw. N. vom Walde Natingen. Anna Kath. Schmitz, Köln. Gertrud Müller und Elisabeth Bellarz, Ebern. Wwe. August Jöhges, Ohler. Luise Roth und Eva Romeris, Windshausen. Anna Maria Schifferer, Jakob Aft, Adam Sprunt, Gertraud Firmery, sämtl. aus Altheim. Pfarrer Georg Fra. z Brückner, Zapendorf. Maria Linsenmeyer, Dettingen. Johann Balleis, Hanfen. Rosa Schwarz, Walbmünden. Wwe. Müller, Kiedlingen. Pfarrer Lupberger, Roggenzell. Pfarrer Otto Keller, Waldkirch. Schwester Theresia, Nittenau. Maria Depplinger, Tauberbischofsheim. Anna Bram, Eglasmühle. Magdalena Kösch, Seebach. Anton Seidl, Neudtting. Franziska Wurm und Josef Herold, Medenhausen. Hauptlehrer Wunich, Sasbach. Anton Köschl, freirei. Pfarrer, Aholshausen. Hermann Josef Kellinghaus, Bemer-Rebr. John Mayer, Carroll-Zova. M. Maria Pfingstmann, Ertelenz. Katharina Klaver, Dorf. Fritz Gumpers, Menden. Andreas Kaulhausen, Jasselweiler. Katharina Bauch, Bonn. Wwe. Emilie Demander, Dieich. Wwe. Klemens Mäcker, Mählheim-Ruhr. Josef Harnischmacher, Dipe. Wwe. Krüdel, Bettendorf. Frau Rikusmann, Frau Dwentmann und Wihl. im Rikusmann, Alteneffen. Heinrich Ahmann, gen. Pöter, Essen. Frau Hüttmann, Oberhausen. Gertrud Schröder, Kath. Neubauer und Peter Kläs, Ob.-Dürrenbach. Schw. Honoria Hüttmann, Oberhausen. Julius Schüller, Sömmern. Heinrich Lentzen und J. Pöjgen, Holtrop. Josef Müch, Kleinbülles, Kleinbülles. Kath. Schlein, Dären. Anna Flierl, Gebenbach. Elisabeth Fröhlich, Mittelbergach. Kunigunda Jochim, Stein. Mathilde Schläpfl, Reichertshtoten.

 In dankbarer Erinnerung an die leztjährigen Weihnachtsgaben ersuchen wir die edlen Wohltäter, auch dieses Jahr der armen Kinder in Mariaunhill gütigst gedenken zu wollen.

Wir bitten unsere verehrten Wohltäter, auch ihre Verwandten und Freunde in Amerika auf das Bergzweimicht aufmerksam zu machen, welches zum billigen Preise von 1/2 Dollar bei den „Trappist Brothers, 596 E Forest Ave. Mich. U. S. A.“ bestellt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.